



„Das Leben könnte so schön sein“

Erfahrungen mit Obdach-
und Wohnungslosigkeit
von Frauen in Wien

Autor*innen: Viktoria Eberhardt, Brigitte Temel und
Brigitte Halbmayr (Institut für Konfliktforschung)

Eine qualitative Studie im Auftrag des
Frauenservice Wien (MA57).

Inhalt

1. Einleitung	4
2. Wohnungslosigkeit: Definitionen, Wiener Wohnungslosenhilfe und Frauen	7
Wohnungs- und Obdachlosigkeit in Zahlen	8
Eintritt in das System	10
Frauen in der Wiener Wohnungslosenhilfe	11
Housing First, das Konzept	13
3. Typologisierung und Erzählungen der Betroffenen	17
Typ 1: Dysfunktionale Verhältnisse	19
Typ 2: Einschneidendes Ereignis	19
Typ 3: Ausbruch aus Gewaltbeziehungen	20
Typ 4: Sozialer Anschluss durch Substanzmissbrauch	20
Typ 5: Psychische Probleme	21
Typ 6: Pflegearbeit	21
4. Neun Lebensgeschichten wohnungs- und obdachloser Frauen	23
Die Interviews	23
Über zerrüttete Familien, Gewalterfahrungen, Sucht, Delogierung und Scham	25
„Seit über 50 Jahren kann ich den Mund nicht halten, wenn ich Unrecht sehe.“	27
Die schlimmste Zeit in ihrem Leben war das Jahr im Heim	31
Delogierung als Eingeständnis von Scheitern	34
„In Wien müsste man nicht auf der Straße schlafen.“	41
Hätte sie ihre Familie noch, wäre ihr das nicht passiert	46
Von Luft und Liebe leben	49
Im Haus von Karel Gott in Prag ein Lokal eröffnen	54
„Ich habe lange das Gefühl gehabt, etwas stimmt nicht mit mir.“	57
„In der Szene kennt man mich.“	60
5. Schlussbemerkung	66
Quellenverzeichnis	68

IMPRESSUM

Medieninhaberin Stadt Wien – Frauenservice Wien, Friedrich-Schmidt-Platz 3, 1082 Wien

Abteilungsleitung Marion Gebhart

Herausgeberin Stadt Wien – Frauenservice Wien, Friedrich-Schmidt-Platz 3, 1082 Wien

Projektleitung (MA57) Laura Wimmer und Karima Aziz

Projektleitung (IKF) Birgitt Haller

Autor*innen (IKF) Viktoria Eberhardt, Brigitte Temel und Brigitte Halbmayr

Grafik & Layout Daniela Hinterreiter, Wien

Druck Druckerei der Stadt Wien, MA 21B

ISBN 978-3-902845-67-2

frauen.wien.at

© Wien, Februar 2023

HINWEIS

Diese und alle Publikationen des Frauenservice Wien (Stadt Wien – MA 57) beschäftigen sich mit der Vielfalt von Frauenleben. Die Publikationen werden bewusst kostenlos zur Verfügung gestellt.

Anfragen richten Sie bitte an das Frauenservice Stadt Wien: oeffentlichkeitsarbeit@ma57.wien.gv.at;

Kostenlose Downloadmöglichkeiten finden Sie unter: frauen.wien.at; Das Layout und die Gestaltung

des Angebots sowie seiner einzelnen Elemente wie Logos, Fotos usw. sind urheberrechtlich geschützt.

Gleiches gilt für die redaktionellen Beiträge im Einzelnen sowie ihre Auswahl und Zusammenstellung;

Veränderungen daran dürfen nicht vorgenommen werden. Eine öffentliche Verwendung des Angebots

darf nur mit Zustimmung der verantwortlichen Urheberinnen erfolgen. Eine entgeltliche Weitergabe

der Publikationen des Frauenservice Stadt Wien hat zu unterbleiben und führt zu Unterlassungs-

ansprüchen der Stadt Wien.

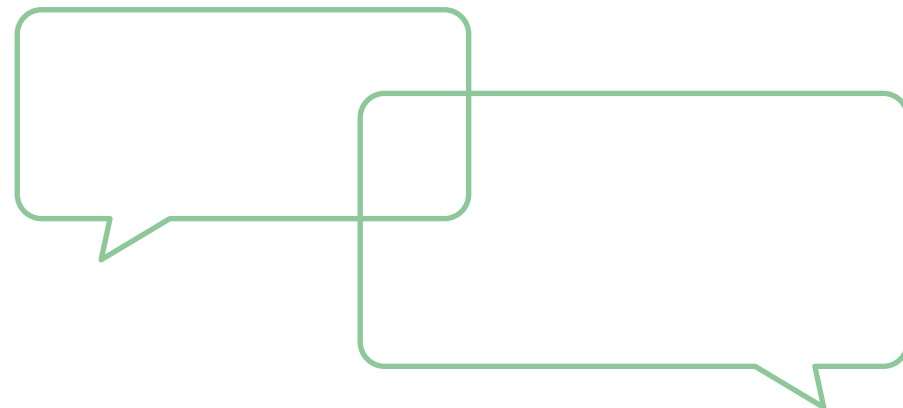
1. Einleitung

Die Pandemie hat wegen Kurzarbeit und Arbeitsplatzverlust zur Prekarisierung vieler Einzelpersonen und Familien geführt und damit die Politik für das Thema Wohnungs- und Obdachlosigkeit sensibilisiert bzw. es notwendig gemacht, aktiv darauf zu reagieren, wie etwa durch die Verlängerung des Winterpakets. Am 19. August 2021 trat der Sozialminister gemeinsam mit der Obfrau der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (BAWO) vor die Medien und kündigte die Initiative „zuhause ankommen“ an: Bis Ende April 2022 sollten in den Bundesländern Wien, Niederösterreich, Kärnten, Burgenland und Oberösterreich 240 Wohnungen an etwa 600 armutsgefährdete Personen vermittelt werden, welche durch Covid-19 ihre Wohnung verloren hatten.¹

Die Wohnungslosigkeit bzw. Obdachlosigkeit von Frauen bleibt allerdings weiter im Hintergrund, dabei ist von Praktiker*innen ebenso wie aus Forschungsarbeiten zu diesem Themenfeld bekannt, dass deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede bestehen: hinsichtlich der Ursachen und der Auslöser, aber auch was besondere Risiken, die erhöhte Vulnerabilität und die „Unsichtbarkeit“ von Frauen betrifft. Motivation für die vorliegende Studie war, diese Lücke zu schließen. Wohnungslose Frauen haben vielfach Gewalt erlebt, in ihrer Herkunftsfamilie, bei Heimaufenthalt, in Partner*innenschaften, und sind gerade in der Wohnungslosigkeit/Obdachlosigkeit besonders vulnerabel. Zu den Erfahrungen körperlicher, sexualisierter und psychischer Gewalt tritt strukturelle Gewalt, wenn sie in der Wohnungslosenhilfe nicht mit ihren spezifischen Bedürfnissen wahrgenommen werden.

Zur Methode

Für die qualitative Studie² wurden 27 problemzentrierte Interviews mit Praktiker*innen aus der Wohnungslosenhilfe und anderen Expert*innen geführt sowie mit 29 Frauen, die selbst von Wohnungs- oder Obdachlosigkeit betroffen sind oder waren. Die leitfadengestützten Interviews, die zwischen einer und zwei Stunden dauerten, wurden aufgenommen und paraphrasiert. Basierend darauf wurden deduktiv und induktiv Codes erstellt, um das Material mittels atlas.ti im Zuge einer qualitativen Inhaltsanalyse auszuwerten.



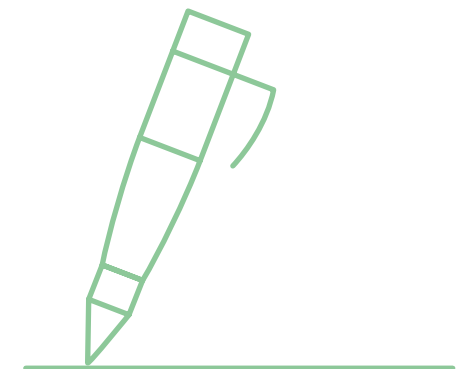
Interviews mit institutionellen Vertreter*innen, sowohl Personen mit Leitungsfunktion als auch Basisarbeiter*innen, erfolgten in folgenden Einrichtungen:

- ARGE Wien, Sozial betreute Wohnhäuser
- aXXept
- Chancenhaus Hermes
- FEM Gesundheitszentrum für Frauen, Familien und Mädchen
- FrauenWohnZentrum
- Gruft
- Haus Miriam
- Haus Sama
- Heilsarmee
- Housing First Volkshilfe
- JUCA
- Mutter-Kind-Haus Arbeitergasse
- Mutter-Kind-Haus Luise
- neunerhaus
- Obdach Favorita
- P 7
- SAM – Mobile Soziale Arbeit im öffentlichen Raum
- Sozial- und Rückkehrberatung
- Streetwork Hauptbahnhof
- Tageszentrum Ester
- Tageszentrum Stern
- SOPHIE – Beratungszentrum für Sexarbeiterinnen

Weitere Interviews wurden mit Vertreterinnen der Wohnungslosenhilfe des Fonds Soziales Wien FSW, der Beratungseinrichtung bzWO und einer Aktivistin der Sommerpaket-Initiative durchgeführt.

Wir möchten uns an dieser Stelle für die große Unterstützung der Interviewpartner*innen aus den Einrichtungen bedanken, die uns nicht nur mit ihrer Expertise beiseite standen, sondern dieses Projekt auch organisatorisch als Ansprechpartner*innen und durch das Bereitstellen von Kontakten sowie Räumlichkeiten unterstützten.

Unser größter Dank gilt jenen Frauen, die uns von ihren persönlichen Erfahrungen mit Wohnungslosigkeit und Obdachlosigkeit erzählten und in leitfadengestützten Interviews ihre privaten Höhen und Tiefen mit uns teilten. Die Gespräche lieferten nicht nur wertvolle Beiträge für ein tiefgehendes Verständnis der Lebensrealitäten von Klientinnen der Wohnungslosenhilfe, sondern waren auch auf einer persönlichen Ebene bereichernd und beeindruckend. Besonderer Dank gilt jenen neun Gesprächspartnerinnen, die ihre Zeit und Kraft aufgewandt haben, um uns ihre Lebensgeschichten zu erzählen. Die biografischen Interviews waren zeitintensiv und emotional fordernd.³ Alle Gespräche waren in sich einzigartig und bereichernd; wir hoffen, dass es gelungen ist, diesen mit den erstellten Biografie-Skizzen gerecht zu werden.



³ Genauere Informationen zu diesen Interviews finden sich in Kapitel 4 „Neun Lebensgeschichten wohnungs- und obdachloser Frauen“.

¹ Vienna Online (2021): 240 Wohnungen sollen an 600 Obdachlose vermittelt werden. Abrufbar unter: [vienna.at/240-wohnungen-sollen-an-600-obdachlose-vermittelt-werden/7098281](https://www.vienna.at/240-wohnungen-sollen-an-600-obdachlose-vermittelt-werden/7098281) [28.08.2021]

² Die Studie „Wohnungslose Frauen und Gewalt“ wurde unter der Leitung von Dr.ⁱⁿ Birgitt Haller 2020/21 am IKF durchgeführt.

2. Wohnungslosigkeit: Definitionen, Wiener Wohnungslosenhilfe und Frauen

Laut Artikel 25 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte hat jeder Mensch das „Recht auf einen Lebensstandard, der seine und seiner Familie Gesundheit und Wohl gewährleistet, einschließlich Nahrung, Kleidung, Wohnung, ärztlicher Versorgung und notwendiger sozialer Leistungen“. Dennoch sind in Europa laut Schätzungen aktuell rund vier Millionen europäische Staatsbürger*innen obdachlos. Innerhalb der letzten zehn Jahre ist die Zahl der Obdachlosen in Europa laut Europäischem Parlament **um 70 Prozent gestiegen**. Als primärer Grund dafür wird der Anstieg der Mietpreise identifiziert: Zwischen 2010 und dem ersten Quartal 2021 sind die Mieten EU-weit durchschnittlich um 15,3 Prozent gestiegen. In manchen Ländern sogar deutlich mehr, darunter auch Österreich – hier war ein Anstieg von knapp 50 Prozent zu verzeichnen.⁴ Aufgrund der ökonomischen Folgen von COVID-19 ist davon auszugehen, dass die Zahl der Menschen, denen der Zugang zu angemessenem Wohnen verwehrt ist, in den nächsten Jahren noch stärker ansteigen wird. So forderte das Europäische Parlament in einer Resolution Ende 2020, **Obdachlosigkeit innerhalb der EU-Mitgliedstaaten bis zum Jahr 2030 zu beenden**:

“The European Parliament [...] recalls that access to housing is a fundamental human right for all people and calls on the EU and its Member States to end homelessness in the Union by 2030 and to set this as a goal at the EU level.”⁵

Obdachlosigkeit EU-weit zu beenden ist ein hoch gestecktes Ziel – zumal die Definition von Obdachlosigkeit nicht staatenübergreifend vereinheitlicht ist. Mit dem Bemühen, ein supranationales Framework zu schaffen, das es erlaubt, Obdachlosigkeit EU-weit zu denken und entsprechende Policy-Maßnahmen zu setzen, veröffentlichte FEANTSA, der Europäische Dachverband der Wohnungslosenhilfe, bereits im Jahr 2005 die sogenannte ETHOS-Typologie (ETHOS – European Typology of Homelessness and Housing Exclusion)⁶. Die Typologie unterscheidet zwischen vier Kategorien: obdachlos, wohnungslos, ungesichertes Wohnen und ungenügendes Wohnen, die wiederum in operative Kategorien aufgeteilt werden. Auf diese Weise wird es möglich, Obdachlosigkeit, Wohnungslosigkeit und prekäre Wohnversorgung analytisch klar zu trennen, ohne Zusammenhänge aus dem Blick zu verlieren. Die Wiener Wohnungslosenhilfe richtet sich nach ETHOS und fasst den Unterschied zwischen Obdach- und Wohnungslosigkeit dementsprechend folgendermaßen:

„Obdachlos sind Personen, die mangels eines festen Wohnsitzes im öffentlichen Raum in Not- bzw. Behelfsunterkünften oder Nachtquartieren übernachten.“⁷

⁴ Eurostat: Evolution of house prices and rents. Abrufbar unter: ec.europa.eu/eurostat/cache/digpub/housing/bloc-2a.html?lang=en [03.08.2021]

⁵ European Parliament (2020): Tackling homelessness rates in the EU. European Parliament resolution of 24 November 2020 on tackling homelessness rates in the EU (2020/2802(RSP)). Abrufbar unter: [europarl.europa.eu/RegData/seance_pleniere/textes_adoptes/definitif/2020/11-24/0314/P9_TA\(2020\)0314_EN.pdf](https://europarl.europa.eu/RegData/seance_pleniere/textes_adoptes/definitif/2020/11-24/0314/P9_TA(2020)0314_EN.pdf) [10.01.2023]

⁶ BAWO ETHOS. Abrufbar unter: bawo.at/101/wp-content/uploads/2019/11/Ethos_NEU_d.pdf [10.01.2023]

⁷ FSW (2018): Spezifische Förderrichtlinie für die Unterstützung obdach- bzw. wohnungsloser Menschen. Abrufbar unter: fsw.at/downloads/foerderwesen_erkennung/foerderrichtlinien/spezifische/Specz_FRL_Unterst_obdach_wohnungsloser_Menschen.1646905269.pdf [10.01.2023]

„**Wohnungslos** sind Personen, die mangels eigenen Wohnraumes in Wohnrichtungen der Wohnungslosenhilfe, Frauenhäusern oder anderen Einrichtungen leben bzw. anderweitige Unterstützung in Bezug auf Wohnungslosigkeit erhalten. Ebenfalls wohnungslos sind Personen, denen nach der Entlassung aus Einrichtungen (wie z.B. Gefängnisse, Spitäler, Pflegeeinrichtungen) kein eigener Wohnraum zur Verfügung steht.“⁸

Wohnungs- und Obdachlosigkeit in Zahlen

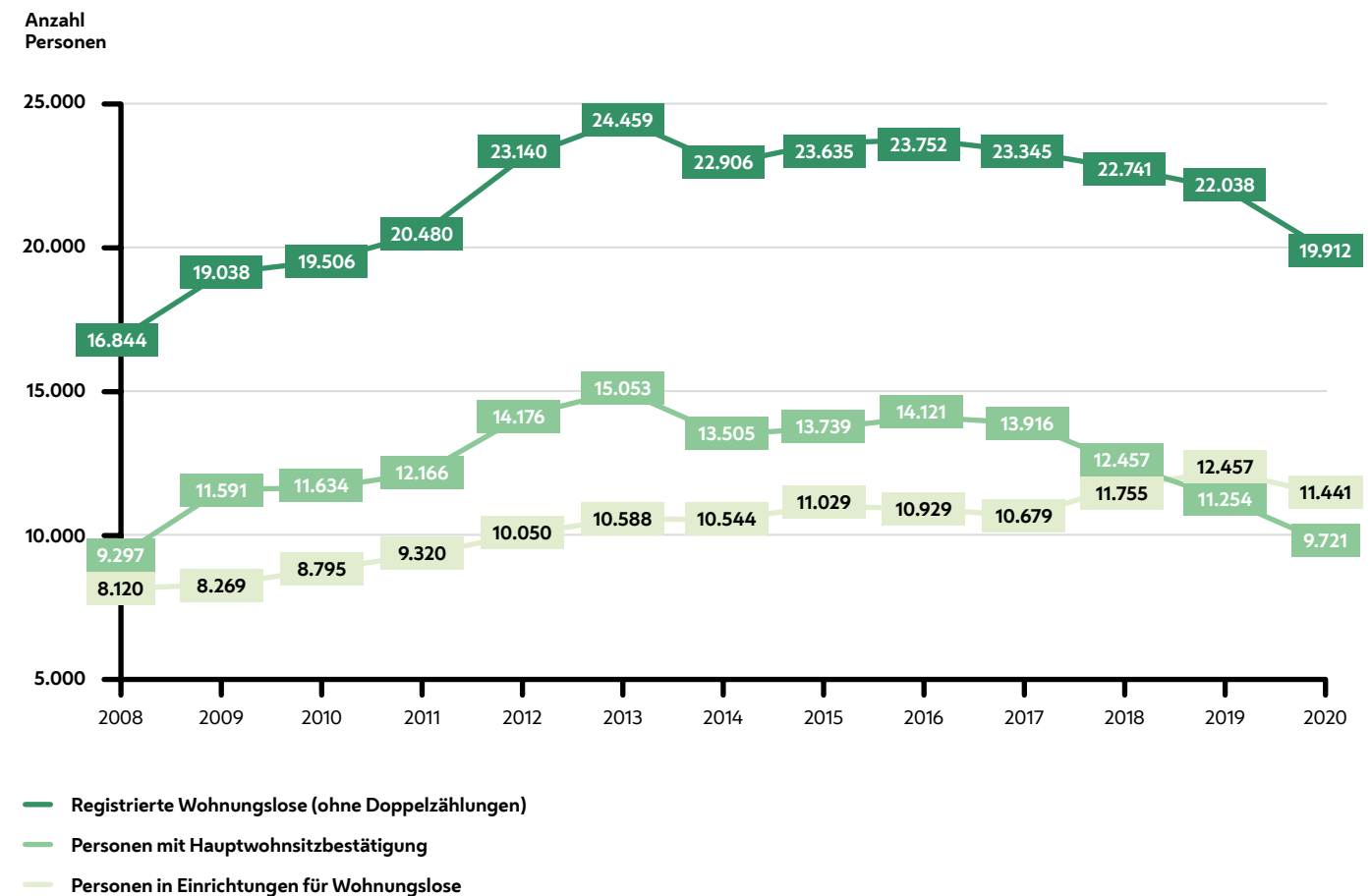
In Österreich waren im Jahr 2019 **22.038 Personen als wohnungs- oder obdachlos registriert**. Bei dieser Zählung werden alle Personen berücksichtigt, die im Laufe des Jahres mindestens einmal in einer Einrichtung der Wohnungslosenhilfe gemeldet waren und/oder eine Hauptwohnsitzbestätigung für Obdachlose im Zentralen Melderegister (ZMR) besaßen. Die Messung von Obdach- und Wohnungslosigkeit in Österreich wurde 2018 grundlegend überarbeitet. Im Zuge dessen erfolgte einerseits eine Anpassung an die ETHOS-Typologie und andererseits wurde die Stichtagszählung, welche ausschließlich am 31.10. des Jahres gemeldete Personen erfasste, durch die Zählung mit Blick auf das gesamte Kalenderjahr ersetzt. Diese neue Messweise wurde rückwirkend bis 2008 angewandt, wodurch in Österreich für 2008 bis 2018 konkurrierende Zahlen existieren, wobei die Zahlen der alten Stichtagsmessung weniger exakt sind und niedriger ausfallen. Rund zwei Drittel der Obdach- und Wohnungslosen in Österreich sind in Wien gemeldet. Schwankungen über den Zeitverlauf sind größtenteils auf Veränderungen in der Hauptstadt zurückzuführen, die Zahlen in den anderen Bundesländern sind weitgehend stabil.

Die rechtsstehende Abbildung zeigt die österreichweiten Zahlen gemäß der neuen Berechnung im gesamten Zeitraum von 2008 bis 2019. Weil nur Personen erfasst werden, die **Angebote der Wohnungslosenhilfe nutzen** (Einrichtungen und/oder Hauptwohnsitzbestätigung), ist ein Anstieg nicht automatisch als negatives Zeichen zu sehen. Personen, die kein Angebot der Wohnungslosenhilfe in Anspruch nehmen und somit in der verdeckten Wohnungslosigkeit leben, werden nicht in den Statistiken berücksichtigt. Im Bereich der Obdach- und Wohnungslosigkeit ist mit hohen Dunkelziffern zu rechnen, deshalb sind die genannten Zahlen als Untergrenze zu verstehen und nicht in der Lage, das Gesamtausmaß vollständig abzubilden. Wie bereits in mehreren internationalen Vorstudien gezeigt wurde, tendieren insbesondere Frauen dazu, länger in der **verdeckten Wohnungslosigkeit** zu verbleiben, und sind damit in der Statistik unterrepräsentiert.

Ein Anstieg der Zahlen kann darauf basieren, dass mehr Angebote geschaffen bzw. bestehende Angebote vermehrt genutzt wurden. Dieser Effekt lässt sich in den Jahren 2008 bis 2013 ablesen: Der Anstieg der absoluten Zahlen der Gemeldeten ist deswegen so groß, weil sowohl die Einrichtungen als auch die Hauptwohnsitzbestätigung vermehrt genutzt wurden. In diesem Zeitraum kam es zu einer Erweiterung des Angebots, was laut einer interviewten Expertin wesentlich auf die im Herbst 2009 erfolgte Audimax-Besetzung im Rahmen der Unibrennt-Protestbewegung zurückgeführt werden kann, die einen entscheidenden Anstoß zu Debatten um Obdach- und Wohnungslosigkeit in Wien geleistet und schließlich zur Einführung des sogenannten Winterpakets geführt hat. Von 2017 bis 2019 lassen sich positive Trends beobachten: Die Zahl der Personen in Einrichtungen ist gestiegen, während die Zahl der Personen mit Hauptwohnsitzbestätigung

gesunken ist, was darauf hindeutet, dass es gelungen ist, Personen aus der Obdachlosigkeit in das System der Wohnungslosigkeit zu integrieren. Insgesamt konnte in diesem Zeitraum die Anzahl der Obdach- und Wohnungslosen um 2.307 Personen reduziert werden.

Abb. 1: Registrierte Obdach- und Wohnungslosigkeit in Österreich



Quelle: Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz⁹

⁹ Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz (2021): Kennzahlen zu Lebensbedingungen 2020. Indikatoren für soziale Inklusion in Österreich. Abrufbar unter: sozialministerium.at/dam/jcr:6ec5ef97-7e1d-4282-b00a-9423cdf7b63/Kennzahlen%20zu%20Lebensbedingungen_2020.pdf [20.05.2022]

Zum Zeitpunkt der Umsetzung der Studie stehen noch keine aktuelleren Zahlen zu Verfügung, jedoch ist davon auszugehen, dass sich die mittel- und längerfristigen Auswirkungen von COVID-19 im weiteren Verlauf negativ bemerkbar machen.

10 FSW (2018): Spezifische Förderrichtlinie für die Unterstützung obdach- bzw. wohnungsloser Menschen. Abrufbar unter: [fsw.at/downloads/foerderwesen_erkennung/foerderrichtlinien/spezifische/Specz_FRL_Unterst_obdach_wohnungsloser_Menschen.1646905269.pdf](https://www.fsw.at/downloads/foerderwesen_erkennung/foerderrichtlinien/spezifische/Specz_FRL_Unterst_obdach_wohnungsloser_Menschen.1646905269.pdf) [10.01.2023]

Die Angebote der Wiener Wohnungslosenhilfe werden gefördert durch den Fond Soziales Wien, dem zentralisierten Fördergeber der Stadt. Klient*innen müssen dementsprechend die **Förderrichtlinien des FSW** erfüllen, um Angebote der Stadt Wien nutzen zu können – mit Ausnahme niederschwelliger Angebote. Oftmals sind die Ansprüche von Klient*innen ungeklärt und müssen in einem bürokratischen Prozess bestätigt werden. Um förderberechtigt zu sein, müssen Personen folgende Kriterien erfüllen:¹⁰

- Obdach- oder Wohnungslosigkeit
- Vorliegen einer sozialen Notlage
- Unterstützungsbedarf
- Bereitschaft, Unterstützung anzunehmen
- Einkommen mindestens in der Höhe der Mindestsicherung
- Kein Vermögen
- Österreichische Staatsbürger*innenschaft oder Gleichstellung
- Lebensmittelpunkt in Wien

Personen, die einen Antrag auf Asyl bereits gestellt haben, sich aber noch im diesbezüglichen Verfahren befinden, sind nicht anspruchsberechtigt, jedoch bestehen Ausnahmeregelungen unter anderem für „Personen, die Staatsangehörige eines EU- oder EWR-Staates oder der Schweiz und Opfer von Menschenhandel, grenzüberschreitendem Prostitutionshandel oder Opfer von Gewalt sind“.¹¹

Die Einrichtungen der Wiener Wohnungslosenhilfe werden durch eine Mischung aus Subjekt- und Objektförderung finanziert. Die Subjektförderung erfolgt über Tagsätze, deren Höhe zwischen unterschiedlichen Trägern, aber auch nach Einrichtungen variiert. Voraussetzung für eine Subjektförderung, die ausschließlich Österreicher*innen und gleichgestellten Personen¹² zur Verfügung steht, ist die Anerkennung der Einrichtung durch den FSW nach einer Qualitätsprüfung. Objektförderungen sind jeweils auf ein Jahr befristet, ein Übergang zur Subjektförderung wird angestrebt. Für die Umsetzung neuer Projekte besteht die Möglichkeit, um eine Projektförderung durch den FSW anzusuchen. Daneben gibt es vereinzelt ungeforderte Einrichtungen, die ausschließlich über Spendengelder finanziert werden. Dazu zählt etwa die Zweite Gruft, ein Angebot der Caritas, das sich gezielt an Nicht-Anspruchsberechtigte wendet, und Teile des VinziWerke-Angebots.

Eintritt in das System

Ein Eintritt in das System der Wiener Wohnungslosenhilfe kann über unterschiedliche **Anlaufstellen** erfolgen: Tageszentren, Straßensozialarbeit, P7 (Wiener Service für Wohnungslose) und bzWO (Beratungszentrum Wohnungslosenhilfe). Tageszentren bieten die niederschwelligste Form der Grundversorgung an. Hier können Personen unangemeldet und ohne Dokumente vorzulegen eine warme Mahlzeit, saubere Kleidung oder einen Schlafsack bekommen. Das P7 ist zuständig für die Vermittlung von Nachtnotquartierplätzen, das Beratungszentrum Wohnungslosenhilfe (bzWO) für die Vermittlung von Wohnplätzen in Übergangswohnhäusern (inklusive Mutter-Kind-Einrichtungen), in sozial betreuten Wohnheimen (Dauerwohnplätze) und mobil betreuten Wohnungen, etwa nach dem Konzept von Housing First (mehr dazu auf Seite 13).¹³

13 Dhanani, Anja; Loibl, Elvira; Platzer, Anna; Erhard, Barbara (2020): Übergänge gestalten. In: Wiener Frauenarbeitskreis der BAWO (Hg.): „...wie schläft die Marie?“ Abrufbar unter: [bawo.at/101/wp-content/uploads/2020/12/Frauengerechte-Qualitätsstandards-in-der-Wohnungslosenhilfe_-Stand_10_2020.pdf](https://www.bawo.at/101/wp-content/uploads/2020/12/Frauengerechte-Qualitätsstandards-in-der-Wohnungslosenhilfe_-Stand_10_2020.pdf) [10.01.2023]

Eine Neuerung in der Struktur der Wohnungslosenhilfe sind **Chancenhäuser**, die eine andere Form von niederschwelligem Angebot als Notschlafstellen zu Verfügung stellen. Im Vergleich zu Notquartieren sind erhebliche Verbesserungen feststellbar: Bewohner*innen müssen das Chancenhaus nicht tagsüber verlassen, wodurch nicht nur die Lebensqualität verbessert wird, sondern auch die Effektivität des Betreuungs- und Beratungsangebots. Darüber hinaus werden die kleineren Wohneinheiten in Ein- oder Zweibettzimmern als große Qualitätssteigerung wahrgenommen, weil sie mehr Rückzug erlauben, Konflikte in der Einrichtung reduzieren und ein individuelles Eingehen auf Bedürfnisse erleichtern. Im Unterschied zu Notquartiers- und Wohnplätzen gibt es keine zentrale Vermittlungsstelle für Chancenhäuser, wodurch die Einrichtungen flexibler und unabhängiger in der Platzvergabe sind.

Während diese Vorteile zwar unbestritten sind, besteht von Seiten der meisten Expert*innen die Befürchtung, dass dieses Angebot auf Kosten von Notschlafstellen finanziert wird. Das Angebot von Chancenhäusern stellt weniger Plätze zur Verfügung und ist kostenintensiver als jenes der Notquartiere. Ihre Aufgabe ist es, innerhalb von drei Monaten mit den Klient*innen eine Perspektive zu erarbeiten und auf die Verwirklichung dieser hinzuarbeiten. Ein Experte aus einem Chancenhaus erklärte im Interview, dass die Einrichtungen ausschließlich anspruchsberechtigten Personen offenstehen – obwohl Ansprüche in vielen Fällen erst geklärt werden müssen. Wenn sich in der Perspektivenentwicklung herausstellt, dass ein*e Klient*in nicht anspruchsberechtigt ist und es daher nicht möglich ist, eine Perspektive für diese Person zu entwickeln¹⁴, muss die Unterbringung beendet werden. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass Chancenhäuser zwar ein niederschwelliges Angebot darstellen, aber dennoch **hochschwelliger als Notschlafstellen** sind. Mehrere Expert*innen betonen, dass diese Einrichtungen nicht als „Ersatz“ für Notschlafstellen betrachtet werden können, sondern als eine andere – und begrüßenswerte – Form des Angebots.

Die Angebote der Wohnungslosenhilfe sind nicht kostenlos, sondern es werden den Klient*innen Nutzungsbeiträge verrechnet. Diese sind je nach Einrichtungstyp unterschiedlich hoch. Für einen Schlafplatz in einem Notquartier kann es sich um zwei Euro pro Nacht handeln, für eine dauerhafte Unterbringung in einem sozial betreuten Wohnhaus durchaus auch um 400 Euro pro Monat.

Frauen in der Wiener Wohnungslosenhilfe

Eine weit verbreitete Schätzung besagt, dass Frauen rund ein Drittel aller Obdach- und Wohnungslosen ausmachen – dieser Anteil scheint über einen längeren Zeitraum relativ stabil. Jedoch lohnt es sich, genauer hinzusehen. So zeigt der Gleichstellungsmonitor der Stadt Wien¹⁵, dass Frauen unterschiedliche Angebote der Wiener Obdach- und Wohnungslosenhilfe ungleich nutzen: Während der Frauenanteil in Nachtquartieren bei 17 Prozent liegt, nähert sich der Anteil in betreuten Wohnhäusern einer 50-50-Verteilung (48 Prozent). Insgesamt entspricht der Frauenanteil in ambulanten Betreuungs- und Beratungsangeboten 47 Prozent, das bedeutet, **in hochschwelligeren Angeboten ist das Geschlechterverhältnis nahezu ausgeglichen**. Diese machen aber nur ca. ein Drittel der Wiener Wohnungslosenhilfe aus, dadurch behält die Schätzung des weiblichen Drittels weiterhin ihre Gültigkeit.

Für die geschlechterspezifische Differenz gibt es sowohl angebots- als auch nachfragezentrierte Erklärungsweisen. Angebotsorientierte Erklärungen beziehen sich darauf, dass niederschwellige Angebote an den Bedürfnissen von Männern ausgerichtet sind und Frauen

14 Als „Perspektivenentwicklung“ zählt auch, wenn die Person zwar nicht anspruchsberechtigt ist, jedoch eine Arbeitsgenehmigung in Österreich hat und sich dadurch eigenständig finanzieren kann.

15 MA 57 (2017): Wiener Gleichstellungsmonitor 2016. Abrufbar unter: [wien.gv.at/menschen/frauen/pdf/gleichstellungsmonitor-2016.pdf](https://www.wien.gv.at/menschen/frauen/pdf/gleichstellungsmonitor-2016.pdf) [10.01.2023]

dadurch von vorneherein abgestoßen werden. Nachfrageorientierte Erklärungen beziehen sich darauf, dass Frauen aufgrund ihrer geschlechterspezifischen Sozialisierung anders mit Obdach- und Wohnungslosigkeit umgehen, den **Eintritt in das System so lange wie möglich hinauszögern** und dazu neigen, Zweckbeziehungen einzugehen, anstatt bei niederschweligen Angeboten anzudocken. Wenngleich sich geschlechterspezifische Unterschiede beim Eintritt in das System feststellen lassen, deutet das ausgeglichene Geschlechterverhältnis bei hochschweligen Angeboten darauf hin, dass der Bedarf an **Angeboten bei Männern und Frauen in etwa gleich groß ist** – wenn auch die Bedürfnisse unterschiedlich sind.

Erfahrungen von obdach- und wohnungslosen Frauen unterscheiden sich tendenziell von jenen der Männer. Ein grundsätzliches Problem besteht darin, dass Obdachlosigkeit für gewöhnlich männlich gedacht wird und ein großer Teil der Angebote **auf Männer als Zielgruppe ausgerichtet** ist. Geschlechterspezifischen Bedürfnissen wird nach wie vor zu wenig Beachtung geschenkt, wenngleich diesbezüglich im letzten Jahrzehnt viele Veränderungen und Verbesserungen vorgenommen wurden. Manche Notquartiere nahmen beispielsweise erst im Laufe des Jahres 2020 Umstrukturierungen vor, um Frauen und Männern getrennte Schlafsäle anbieten zu können. Zumal Schlafen etwas sehr Intimes und Verletzungsoffenes ist – insbesondere für Frauen –, ist es wenig verwunderlich, dass niederschwellige Einrichtungen von Frauen eher gemieden werden. Niederschwellige Wohnangebote in Wien, die sich ausschließlich an Frauen richten, sind beschränkt auf das Haus Miriam (Caritas) und das FrauenWohnZentrum (Caritas), die sich wiederum an unterschiedliche Zielgruppen wenden. In Expert*innen-Interviews wurde mehrfach erwähnt, dass die Vermittlung von Frauen in den meisten Fällen schwieriger ist als die der Männer, weil schlichtweg das Angebot überschaubarer ist. Hat eine Frau beispielsweise Hausverbot in einer der genannten Caritas-Einrichtungen, sinken die Chancen einer erfolgreichen Vermittlung um vieles mehr als bei Männern, die vielleicht sogar in mehreren Einrichtungen ein aufrechtes Hausverbot haben, für die aber noch immer relativ viele passende Angebote gefunden werden können.

Der **Wiener Frauenarbeitskreis** der BAWO (Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe)¹⁶ formulierte folgende Kriterien, um ein Hilffssystem an die Bedürfnisse von Frauen anzupassen:

- **Schutz:** Einrichtungen müssen Schutz vor psychischen, körperlichen, sexuellen Übergriffen und vor der Ausbeutung von Beziehungs- und Versorgungskompetenzen gewähren.
- **Mitarbeiterinnen:** Kompetenzen der Mitarbeiterinnen, Frauen mit Gewalterfahrungen psychosozial zu unterstützen. Weibliches Personal muss immer vor Ort sein.
- **Räume:** Orte der Versorgung, Wiederherstellung der körperlichen Integrität durch Körperpflege in sanitären Einrichtungen, die Schutz, Intimität und Würde gewährleisten.
- **Empowerment:** Möglichkeiten des gegenseitigen Austauschs und der Ermutigung. Alternativen zu traditionellen Geschlechterrollen, um sich neu zu orientieren.
- **Vernetzung:** Frauenspezifische Sozialarbeit bedarf einer Form der Vernetzung mit den unterschiedlichen Arbeitsbereichen der Frauensozialarbeit, um für die Probleme von Armut, Gewalt und Gesundheit frauengerechte Angebote gemeinsam zu entwickeln und durchzusetzen.

Die meisten Plätze in Einrichtungen der Wiener Wohnungslosenhilfe sind geschlechterspezifisch gewidmet, das bedeutet, dass der FSW als Fördergeber die Entscheidung darüber trifft, ob ein Platz an eine Frau oder einen Mann vergeben wird. Aufgrund dieser Widmung ist es möglich, räumliche Trennungen für Frauen und Männer vorzunehmen und Schutzräume für Frauen anbieten zu können. Mehrere Einrichtungsleiter*innen haben davon berichtet, dass sie sich für ihre Einrichtungen gemäß den Forderungen des Frauen-AKs der BAWO **eine 50-50-Verteilung für Männer und Frauen wünschen** würden, dass der Fördergeber aufgrund von Bedarfsanalysen jedoch eher zu einer 70-30-Relation tendiere. Eine Schwierigkeit besteht darin, dass Plätze nicht einfach umgewidmet werden können, weil bauliche Veränderungen Voraussetzung dafür wären. Im Idealfall wird bereits bei der Konzipierung einer Einrichtung an eine 50-50-Verteilung gedacht. Eine ideale Auslastung von Frauen-Plätzen ist ein zweischneidiges Schwert: Die bestmögliche Nutzung von Ressourcen ist eine grundlegende Vorgabe des Fördergebers, zugleich führt ein geringeres Ausmaß an Frauen-Plätzen zu einer Reduktion der Fluktuation, wodurch Frauen häufiger länger auf einen Platz warten müssen als Männer. In Anbetracht dessen, dass Frauen dazu neigen, an einem späteren Punkt in das System der Obdach- und Wohnungslosenhilfe einzutreten, dann aber einen erhöhten Betreuungsbedarf haben, können verlängerte Wartezeiten in einigen Fällen einen entscheidenden Unterschied ausmachen.

Eine weitere Herausforderung der geschlechterspezifischen Platzvergabe stellt die Vermittlung von LGBTIQ Personen im Kontext der Wohnungslosenhilfe dar, aus der Vermutung heraus, dass diese Personengruppen besonders schutzbedürftig sind und dennoch kaum spezifische Angebote erhalten. Aktuell hängt eine erfolgreiche LGBTIQ-sensible Vermittlung an der Handhabung der Einrichtungen. Mehrfach wurde von Expert*innen bemängelt, dass kein erprobtes sozialarbeiterisches Konzept im Umgang mit LGBTIQs existiert. Aufgrund der klaren zweigeschlechtlichen Orientierung sind Einrichtungen beispielsweise nicht für trans- oder intergeschlechtliche Personen vorbereitet und versuchen, gegebenenfalls bedarfsorientierte Angebote an diese Klient*innen anzupassen – was manchmal besser und manchmal weniger gut gelingt. Aus diesem Grund fordert der BAWO Frauen-AK „Angebote, die sich mit den Bedürfnissen und dem Bedarf von Trans:frauen und Inter*personen auseinandersetzen, um Akzeptanz und professionellen Umgang in der Wohnungslosenhilfe voran zu treiben und Ausschlüsse zu reflektieren.“¹⁷

Housing First, das Konzept

Konzepte und Angebote der Obdach- und Wohnungslosenhilfe sind derzeit international im **Prozess der Umstrukturierung**, so auch in Wien. Auf der Grundlage von evaluierten Pilotprojekten, die bereits große Erfolge nachweisen konnten, wird Schritt für Schritt daran gearbeitet, den Fokus der Wiener Wohnungslosenhilfe vom bislang etablierten Stufenmodell hin zu anderen erprobten moderneren Konzepten zu verlagern, die auf eine höhere Qualität der Unterbringung und mehr Stabilität bei der Betreuung und Versorgung setzen. Dieser Umstrukturierungsprozess war wiederholt Thema in den geführten Interviews, sowohl durch Expert*innen als auch durch Betroffene angesprochen, und wird daher im Folgenden kurz ausgeführt.

¹⁶ Corazza, Elisabeth; Loibl, Elvira; Schagerl, Marlene (2020): Frauengerechte Qualitätsstandards in der Wohnungslosenhilfe. In: Wiener Frauenarbeitskreis der BAWO (Hg.): „...wie schläft die Marie?“ Abrufbar unter: bawo.at/101/wp-content/uploads/2020/12/Frauengerechte-Qualitätsstandards-in-der-Wohnungslosenhilfe_-Stand_10_2020.pdf [10.01.2023]

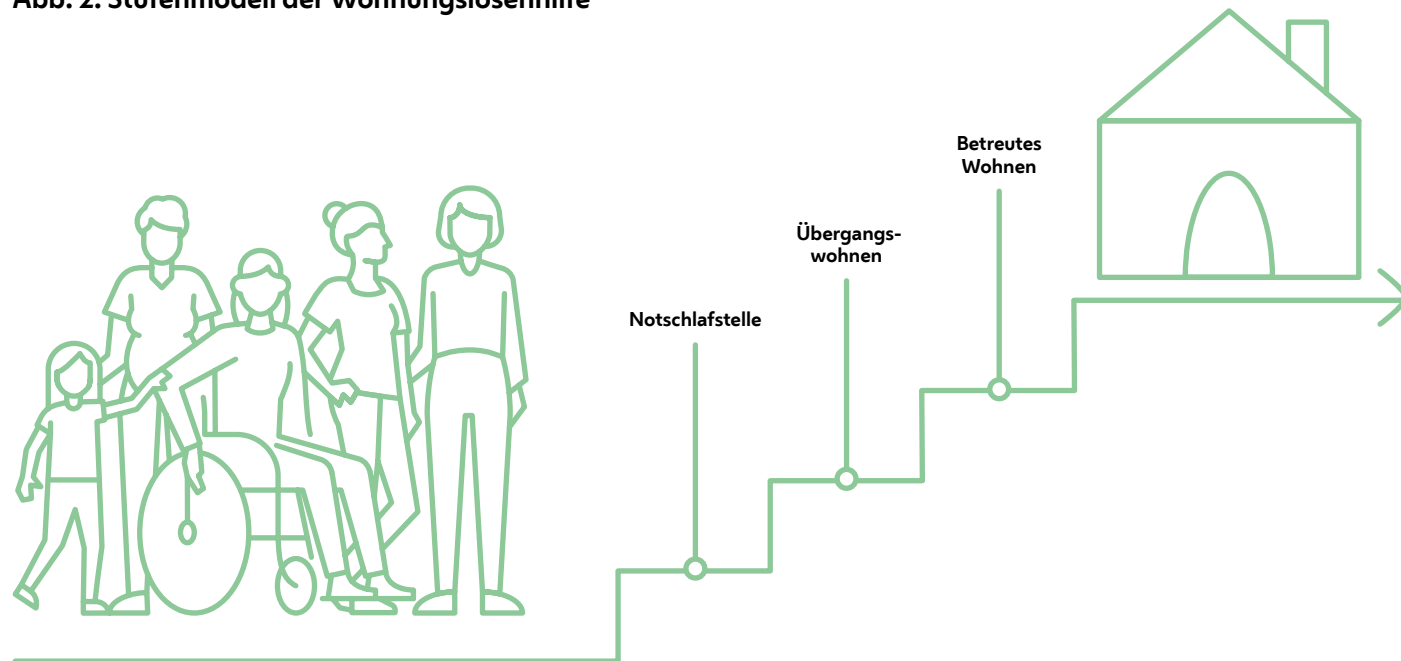
¹⁷ Wiener Frauenarbeitskreis der BAWO (Hg.): „...wie schläft die Marie?“ Abrufbar unter: bawo.at/101/wp-content/uploads/2020/12/Frauengerechte-Qualitätsstandards-in-der-Wohnungslosenhilfe_-Stand_10_2020.pdf [10.01.2023]

Das „alte“ Stufenmodell der Wiener Wohnungslosenhilfe sieht im klassischen Verlauf drei Schritte von der Obdachlosigkeit zum Einzug in eine eigene Wohnung vor: 1. **Notschlafstellen** bieten ein Bett für die Nacht, mitunter in relativ großen Schlafräumen, die tagsüber geschlossen sind. 2. **Übergangswohnhäuser** bieten vorübergehend Wohneinheiten. Dabei handelt es sich in der Regel um Einzel- oder Paarzimmer, die Küche, Bad und WC mit anderen Wohneinheiten gemeinschaftlich nutzen. Personen können sich zwar ganztägig dort aufhalten, müssen jedoch nach Ablauf einer bestimmten Frist ausziehen. 3. **Betreute Wohnhäuser** bestehen aus kleinen eigenen Wohneinheiten, die von Einzelpersonen oder Paaren unbegrenzt bewohnt werden können, und üblicherweise über eigene Nassräume verfügen. Im Rahmen dieser Schritte wird mit Bewohner*innen/Klient*innen an Problemen und Schwierigkeiten gearbeitet, die als Hürden für den permanenten Eintritt in ein Mietverhältnis gesehen werden. Darunter können die Klärung finanzieller Ansprüche oder der Zugang zu anderen Sozialleistungen fallen, oder auch psychosoziale Beratung. Im Idealfall finden Personen, während sie sich in der Wohnungslosigkeit befinden, einen Job und „lösen“ mit sozialarbeiterischer Unterstützung ihre Probleme, seien es Abhängigkeitserkrankungen oder andere physische/psychische Probleme. Danach können sie in ein herkömmliches Mietverhältnis eintreten. Die Grundidee des Stufenmodells ist, dass **Personen schrittweise gefestigt** werden und schließlich in die Lage versetzt sind, langfristig (wieder) eigenständig ein Mietverhältnis aufrechtzuerhalten. Betreuung und Beratung in den jeweiligen Stationen ist an die Einrichtung gebunden, das bedeutet, dass ein Betreuungsverhältnis mit dem Auszug endet.

„Das grundsätzliche Ziel jeder Unterstützung ist die (Wieder-)Erlangung einer individuell geeigneten Wohnform und die Reintegration in ein selbstbestimmtes Leben.“¹⁸

18 FSW (2018): Spezifische Förderrichtlinie für die Unterstützung obdach- bzw. wohnungsloser Menschen. Abrufbar unter: [fsw.at/downloads/foerderwesen_anerkennung/foerderrichtlinien/spezifische/Spec_FRL_Unterst_obdach_wohnungsloser_Menschen.1646905269.pdf](https://www.fsw.at/downloads/foerderwesen_anerkennung/foerderrichtlinien/spezifische/Spec_FRL_Unterst_obdach_wohnungsloser_Menschen.1646905269.pdf) [10.01.2023]

Abb. 2: Stufenmodell der Wohnungslosenhilfe



Das Modell Housing First¹⁹ stellt diese Idee auf den Kopf. Es geht im Kontrast zum Stufenmodell davon aus, dass Personen **zunächst eine angemessene und dauerhafte Wohnsituation brauchen**, um sich stabilisieren und persönliche Probleme aufarbeiten zu können. Aus diesem Grund sieht es das Konzept vor, Personen so schnell wie möglich eine eigene Wohnung zu vermitteln. Betreuung und Beratung enden nicht mit dem Eintritt in ein Mietverhältnis, sondern bleiben so lange bestehen, wie von Klient*innen erwünscht. Betreuungsverhältnisse sind nicht an das Fortbestehen des Mietverhältnisses geknüpft, so dass die Beziehung und das aufgebaute Vertrauensverhältnis zwischen Sozialarbeiter*in und Klient*in durchgehend stabil bleiben können.

19 Zierler, Andrea (2012): Housing First – Das Wiener Modell: „Housing-First Barometer“. Abrufbar unter: [neunerhaus.at/fileadmin/user_upload/FSW_2012_WienerModell_HousingFirstBarometer.pdf](https://www.neunerhaus.at/fileadmin/user_upload/FSW_2012_WienerModell_HousingFirstBarometer.pdf) [10.01.2023]

Abb. 3: Das Konzept „Housing First“



Housing First ist nicht nur ein Konzept, sondern auch ein Prinzip, das besagt, dass zuerst ein angemessenes und dauerhaftes Mietverhältnis für die betroffene Person hergestellt werden muss, und erst danach Probleme, die eventuell den Erhalt der Wohnung gefährden, in freiwilliger sozialarbeiterischer Unterstützung bearbeitet werden können. Das Konzept stammt ursprünglich aus New York und wurde bisher bereits in zahlreichen europäischen Ländern mit großem Erfolg umgesetzt. Weil Klient*innen im Housing First-Projekt einen eigenständigen Mietvertrag haben, werden diese nicht mehr in den Statistiken der Obdach- und Wohnungslosigkeit erfasst. In der Theorie besagt das Konzept, dass Menschen so schnell wie möglich von der Straße in eine eigene Wohnung ziehen und diese mithilfe sozialarbeiterischer Beratung und Betreuung langfristig bewohnen können. Ein grundlegendes Kriterium bei der Wahl der Wohnungen ist die Langfristigkeit der Mietverträge, die bevorzugt unbefristet sein sollten.²⁰

20 Das Housing First-Projekt der Volkshilfe Wien setzt auf Genossenschaftswohnungen.

3. Typologisierung und Erzählungen der Betroffenen

Im Rahmen der Studie wurden die Erfahrungen von 29 Frauen im Bereich von Obdach- und/oder Wohnungslosigkeit in Form von rund 60- bis 90-minütigen leitfadengestützten Interviews berücksichtigt. Im Hinblick auf deren soziodemographische Kontexte wird deutlich, dass es sich um eine sehr heterogene Gruppe mit stark unterschiedlichen Lebensrealitäten handelt.

17 der 29 Gesprächspartnerinnen wohnten zum Zeitpunkt des Interviews in einem betreuten Wohnhaus. Im Vergleich zu anderen Angeboten der Wiener Wohnungslosenhilfe ist diese Wohnform stabil und hochschwellig. Acht Frauen befanden sich im Übergangswohnen, zwei in einem Chancenhaus, eine wurde über eine Mutter-Kind-Einrichtung erreicht und eine weitere über ein Tageszentrum.

Insgesamt machten alle 29 Frauen Erfahrungen mit Wohnungslosigkeit, 17 der 29 auch mit Obdachlosigkeit, was bedeutet, dass sie zumindest eine Nacht auf der Straße oder in einem Notquartier verbracht haben. Das Alter der Interviewpartnerinnen ist höher als jenes der durchschnittlichen Klient*innen der Wiener Wohnungslosenhilfe. Nur vier Frauen sind zwischen 30 und 40 Jahre alt, acht zwischen 40 und 50, weitere acht zwischen 50 und 60, und neun sind 60 Jahre und älter.

17 Frauen, das bedeutet der Großteil, ist in Wien geboren und aufgewachsen, was mit den Förderrichtlinien des FSW zusammenhängt. Sieben Frauen stammen aus einem anderen österreichischen Bundesland, fünf kamen außerhalb Österreichs zur Welt. Insgesamt haben nur neun der 29 Frauen einen Migrationshintergrund der ersten oder zweiten Generation.

Die überwiegende Mehrheit – 21 der 29 Frauen – berichtet von Gewalterfahrungen²¹: Acht erzählten von Gewalt in der Kindheit, 13 von Gewalt in der Beziehung und fünf von Gewalt durch Fremde in der Obdach- oder Wohnungslosigkeit.

Fünf Frauen gestanden einen starken Alkoholmissbrauch und zehn sprachen offen über Drogenabhängigkeit.

Zwölf der 29 Interviewpartnerinnen absolvierten lediglich die Pflichtschule, weitere zwölf eine Berufsausbildung. Nur eine Person hat eine Matura als höchsten Bildungsabschluss, vier hingegen studierten an einer Universität. Manche der Frauen verfügen über spezialisierte Kenntnisse und Berufserfahrung in ihrem Bereich, so zum Beispiel eine technische Zeichnerin, eine Gerichtsdolmetscherin und eine Übersetzerin/Marktforscherin, die jahrelang freiberuflich arbeitete.

²¹ Aufgrund der Sensibilität des Themas ist davon auszugehen, dass nicht alle Frauen, die Gewalt erlebt haben, darüber reden wollten.

Auffällig ist, dass alle vier Frauen mit Universitätsabschluss außerhalb Österreichs geboren wurden. Eine Interviewpartnerin studierte an einer persischen Wirtschaftsuniversität und absolvierte davor eine Wirtschaftsmatura. In ihrer Schullaufbahn erhielt sie keinen Unterricht in manchen Fächern, die in Österreich zur Grundbildung zählen, darunter fallen zum Beispiel Physik und Chemie. Damit ihre Matura in Österreich angerechnet wird, müsste sie diese Fächer nachholen. Wichtiger war es für sie, Deutsch zu lernen und einen Job zu finden. Die fünfte Person, die außerhalb Österreichs geboren wurde, absolvierte eine Ausbildung als Gerichtsdolmetscherin und arbeitete 30 Jahre lang in diesem Bereich.

Auch der sozioökonomische Status der Herkunftsfamilien ist sehr unterschiedlich. Die meisten Frauen stammen aus der Arbeiter*innen-schicht mit niedrigem formalem Bildungsstand, manche hingegen kommen aus dem gut situierten Bildungsbürger*innentum. Eine Interviewpartnerin stammt aus einer Familie mit 15 Kindern, die gemeinsam mit Mutter und Vater in einer Wohnung in Wien lebten. Die Wohnsituation war sehr beengt; sie teilte sich ihr Zimmer mit sieben ihrer jüngeren Geschwister. Eine weitere Frau kommt aus einer wohlhabenden Familie aus dem Iran. Ihr Vater hatte eine eigenständige Zahnarztpraxis und verwöhnte seine Kinder bis zu seinem Tod.

Von Seiten der Expert*innen wurde mehrmals die Einschätzung geäußert, dass die Klientinnen der Wiener Wohnungslosenhilfe in den letzten Jahren **zunehmend jünger** geworden sind. Eine Expertin aus einer Einrichtung, die sowohl Übergangswohnen als auch sozial betreutes Wohnen anbietet, führt diese Tendenz darauf zurück, dass für viele junge Frauen ihr Eintritt in die Wohnungslosigkeit mit dem **Ausbruch aus traditionellen Familienverhältnissen** zusammenhängt. Eine weitere Beobachtung geht dahin, dass häufiger Frauen zwischen 20 und 30 Jahren mit **komplexen Mehrfachbelastungen** in die Einrichtungen kommen. Kombinationen aus traumatisierenden Gewalterfahrungen, Substanzabhängigkeiten und Persönlichkeitsstörungen verlangen eine zeitintensive Betreuung und erschweren den Austritt aus der Wohnungslosigkeit.



Wenngleich die Lebensgeschichten der Frauen individuell und unterschiedlich sind, lassen sich sechs typische Erzählungen in Zusammenhang mit Obdach- und Wohnungslosigkeit erkennen:

Typ 1: Dysfunktionale Verhältnisse

Die erste Erzählung entspricht am ehesten den allgemein vorherrschenden Erwartungen: Die Frauen stammen aus ärmlichen und dysfunktionalen Familienverhältnissen. Oftmals haben deren Eltern ein unregelmäßiges oder gar kein Einkommen, einen niedrigen formalen Bildungsgrad und sind manchmal sogar selbst Klient*innen der Wiener Wohnungslosenhilfe. Bereits als Kinder waren die Frauen regelmäßig Gewalt ausgesetzt. Oftmals haben ihre Eltern ein Alkohol- oder Drogenproblem und konsumieren im Beisein der Kinder – gelegentlich sogar mit den Kindern. In der frühen Jugend, manchmal noch Kindheit, finden die Frauen sozialen Anschluss in einer Drogenszene, verbringen bereits im Alter von 13 oder 14 Jahren ihre erste Nacht im öffentlichen Raum und ziehen früh von Zuhause aus, um Misshandlungen der Eltern zu entkommen. Der Auszug ist oft gefolgt von einer verfrühten Eheschließung mit einem älteren Mann, von der sie sich Schutz und einen Neustart erhoffen – die Gewalterfahrungen aus dem Elternhaus setzen sich aber in der Beziehung fort. Alkohol- oder Drogenmissbrauch stellen für sie häufig eine Begleiterscheinung zu schwierigen Lebenslagen dar; so erzählte eine Frau beispielsweise davon, dass sie aus einer finanziellen Notlage heraus begann, sich zu prostituieren, die Arbeit war für sie aber unerträglich, weswegen sie das Bedürfnis hatte, sich mit Drogen zu betäuben. In diesen Fällen reihen sich Alkohol- und/oder Drogenabhängigkeit in ohnehin schon schwierige Lebenssituation und verschärfen bestehende Probleme, weil die Substanzbeschaffung zur obersten Priorität wird. Wenn die Frauen obdach- oder wohnungslos werden, sind sie jung, etwa zwischen 20 und 30 Jahre alt. Die eigene Bildung oder Ausbildung spielt eine nebensächliche Rolle, weil andere Probleme im Vordergrund stehen.

Eine Aussage, die in den Gesprächen mehrmals in ähnlicher Formulierung getätigt wurde:

„Eigentlich war es vorhersehbar, dass ich irgendwann auf der Straße lande.“

Typ 2: Einschneidendes Ereignis

Der zweite Typ von wohnungslosen Frauen unterscheidet sich vom ersten dadurch, dass in diesen Fällen die Obdachlosigkeit alles andere als vorhersehbar war. Es handelt sich um Frauen, die bis zu einem bestimmten Punkt in ihrem Leben ein klar strukturiertes, geordnetes Leben hatten: funktionierende Beziehungen zu Familie und Freundeskreis, ein langjähriges Arbeitsverhältnis, konstante Wohnsituationen. Ein bestimmtes Ereignis reicht jedoch aus, um die Frauen, die mitten im Leben stehen, aus der Bahn zu werfen. Dabei kann es sich um eine Scheidung vom langjährigen Lebensgefährten handeln, um den Tod einer nahestehenden Person, einen schwerwiegenden Unfall, Krankheit oder eine Kündigung. Frauen dieses Typs sind für gewöhnlich über 50 Jahre alt, und sich damit abzufinden, dass alles, was sie sich in ihrem Leben bereits aufgebaut haben, verloren ist, fällt ihnen besonders schwer. Die Einschätzung, dass ein Neuanfang so spät im Leben unmöglich ist, führt zur Resignation. Diese Frauen haben vielfach einen hohen formalen Bildungsabschluss oder eine Ausbildung mit jahrelanger Berufserfahrung vorzuweisen, aber aus Scham über das eigene „Scheitern“ brechen sie oft den Kontakt zum sozialen Umfeld ab und leben zurückgezogen.

Eine Einschätzung, die in diesem Zusammenhang oft benannt wird:

„Ich hätte nie gedacht, dass mir das passieren könnte.“

Typ 3: Ausbruch aus Gewaltbeziehungen

Nach jahrelangen physischen und/oder psychischen Misshandlungen treten manche Frauen relativ plötzlich aus Gewaltbeziehungen aus. Die Erfahrung einer bestimmten Gewaltform, ein Krankenhausaufenthalt als Folge von schwerer Körperverletzung oder Gespräche mit Vertrauenspersonen können entscheidende Motivatoren sein, den Gewalttäter zu verlassen. Zunächst kommen die Betroffenen in Frauenhäusern unter, dabei handelt es sich aber nur um eine akute Schutzunterbringung. Oftmals fällt es ihnen danach schwer, auf sich gestellt Fuß zu fassen. Nachdem sie sich durchringen konnten, ihren Mann oder Partner zu verlassen, wollen sie sich nicht mehr mit ihm konfrontiert sehen und erstatten daher auch keine Anzeige und haben keine Kraft dafür, um die gemeinsame Wohnung oder möglicherweise um Vermögen zu kämpfen.

Besonders schwierig gestaltet sich die Situation für Frauen, die aus dem Ausland nach Österreich flüchten, etwa um patriarchale frauenfeindliche Familienverhältnisse hinter sich zu lassen (Stichworte: Zwangsheirat, FGM) oder aus Angst um ihr eigenes Leben nach einer Scheidung. Die Exit-Kosten sind so hoch, dass sich viele in finanzielle Notlagen begeben. Für Frauen ohne österreichische Staatsbürger*innenschaft verschärft sich die Situation dadurch, dass ihnen häufig keine Anspruchsberechtigung für die Angebote der Wohnungslosenhilfe zusteht, und sie zudem in Österreich keine sozialen Kontakte haben, auf die sie zurückfallen können. Traumatisierung und Angst vor zukünftigen Übergriffen führen dazu, dass diese Frauen nur schwer Vertrauen zu anderen aufbauen können.

Sie wünschen sich vor allem eines:

„Ich will einfach nur endlich in Ruhe mein Leben leben können.“

Typ 4: Sozialer Anschluss durch Substanzmissbrauch

Substanzmissbrauch kann der Startpunkt einer schwer aufhaltbaren Abwärtsspirale sein. Eine Interviewpartnerin begann damit, sich mit ihren Freundinnen täglich in Cafés zu treffen, nachdem sie ihren Job verloren hatte. In ihren Stammlokalen hatte sie ein soziales Netzwerk, kannte Stammgäste und Kellnerinnen. Jedoch wurde ihr Alkoholkonsum zu einem derartigen Problem, dass sie schließlich schwer untergewichtig und mit eingeschränkten Körperfunktionen wochenlang im Krankenhaus bleiben musste. In Erzählungen wie dieser steht oft der soziale Anschluss im Vordergrund, dieser wird jedoch begleitet durch übermäßigen Alkohol- oder Drogenkonsum, bis hin zu schweren körperlichen Problemen. Der Einstieg in eine Szene erfolgt immer wieder über die Beziehung zu einer Person, die selbst Substanzen konsumiert. Soziale Kontakte außerhalb der jeweiligen Szene werden oft abgebrochen oder verlieren sich. Im späteren Verlauf ist Konsum häufig mit aggressivem Verhalten oder sogar Gewaltausbrüchen verbunden. Ein Entzug kann meistens nur gelingen, wenn entweder alle sozialen Kontakte abgebrochen werden oder aber zumindest eine weitere Person aus der Szene, wie zum Beispiel der Partner, einen Entzug durchmacht – wobei die Gefahr, gemeinsam rückfällig zu werden, hoch ist. Viele Frauen erzählen von einem jahrelangen Kampf gegen ihre Sucht und haben bereits mehrere Rückschläge hinter sich. Die Frauen haben jedoch ein hohes Problembewusstsein und einen starken Willen, endgültig von ihrer Abhängigkeit loszukommen.

„Wenn man einmal abhängig ist, geht es nur mehr darum, wie man an die Drogen kommt. Die Drogen sind dann wichtiger als alles andere, wichtiger als die Miete, wichtiger als Essen.“

Typ 5: Psychische Probleme

Bei Frauen dieses Typs ist der Eintritt in die Obdach- oder Wohnungslosigkeit eng mit psychiatrischen Erkrankungen, häufig Persönlichkeitsstörungen, verbunden. Bei manchen Frauen werden diese in jungen Jahren diagnostiziert, etwa in der Kindheit oder Jugend. Der Einstieg in die Arbeitswelt verläuft für diese Frauen holprig, weil es ihnen meist schwerfällt, einen Job langfristig zu halten. Manche Persönlichkeitsstörungen, darunter auch bipolare Störungen, können dazu führen, dass Personen unstrukturiert und unorganisiert werden – und zum Beispiel davon ausgehen, dass sie die Miete bezahlt haben, obwohl dies nicht der Fall war. Manchmal fehlt auch ein Bezug dazu, wie viel Geld monatlich zum Wohnen und Leben gebraucht wird. Eine Interviewpartnerin organisierte sich daher eigenständig eine Erwachsenenvertretung. Mehrere Interviewpartnerinnen mit einer schwerwiegenden Persönlichkeitsstörung wurden für arbeitsunfähig erklärt und leben von ihrer Invaliditätspension, die – abhängig vom vorherigen Einkommen – niedrig ausfallen kann. Zusätzliche Kosten wie etwa für Medikamente, medizinische Versorgung oder eine Erwachsenenvertretung erschweren es, für den eigenen Lebensunterhalt aufzukommen.

Eine Gesprächspartnerin wohnte zum Zeitpunkt des Interviews bereits seit 13 Jahren in einem betreuten Wohnhaus. Ihre Situation schildert sie folgendermaßen:

„Schon drei Jahre nach meinem Einzug wurde mir im Haus gesagt, ich sollte ausziehen, aber meine Sachwalterin sagt mir, dass das nicht möglich ist, weil ich zu wenig Geld habe. Da ist Druck von beiden Seiten – und dann gibt es noch das, was ich selbst will. Ich würde gerne ausziehen, weil es bestimmt Menschen gibt, die die Wohnung dringender brauchen als ich. Es deprimiert mich, dass ich noch immer hier bin.“

Typ 6: Pflegearbeit

Unbezahlte Care-Arbeit wird in Österreich nach wie vor überwiegend von Frauen geleistet. Die jahrelange Pflege von Angehörigen, in den meisten Fällen Kinderbetreuung und Altenfürsorge, spielt in den Biografien der Interviewpartnerinnen eine erhebliche Rolle. Hoher Betreuungsbedarf von Pflegebedürftigen führt zu mehrjährigen Erwerbspausen, die einen Wiedereinstieg in die Arbeitswelt erschweren. Externe Pflegekräfte können sich die Familien nicht leisten, und diese werden von den zu pflegenden Personen auch in vielen Fällen abgelehnt. Pflegebedürftigkeit von Eltern setzt in vielen Fällen ein, wenn die Frauen zwischen 40 und 50 Jahre alt sind. Wenn sie mit Anfang 50 versuchen, neuerlich in die Arbeitswelt einzusteigen, sind ihre Chancen, wieder Fuß zu fassen, verschwindend gering.

Auch die Pflege von Kindern mit Behinderungen oder bettlägerigen Partnern wird in manchen Fällen über Jahrzehnte zum Lebensmittelpunkt von Frauen. Während dieser Zeit kommt es mitunter zur Verschuldung, um für zusätzliche Kosten – zum Beispiel für die Umgestaltung von Wohnräumen oder spezielle Behandlungen/Therapien – aufzukommen. Wenn die Frauen selbst das Pensionsalter erreichen, sind sie mit Altersarmut konfrontiert. Aufgrund fehlender Berufsjahre beziehen sie häufig eine Pension in Höhe der Mindestsicherung, anhand der sie ihre eigenen materiellen und eventuellen Pflegebedürfnisse nicht abdecken können. Hierbei handelt es sich nicht um Einzelschicksale: Ein Viertel der alleinlebenden Pensionistinnen in Österreich ist armutsgefährdet; ein signifikant höherer Anteil als jener der alleinlebenden Pensionisten (19 Prozent)²². Erhalten diese Frauen einen Platz in einem betreuten Wohnhaus, haben sie kaum Perspektiven, wieder eigenständig wohnen zu können. Sie verbringen ihren Lebensabend in der Einrichtung der Wohnungslosenhilfe; dabei kann es sich um gut zwanzig Jahre oder sogar länger handeln.

²² Statistik Austria (2021): Armuts- oder Ausgrenzungsgefährdung. Abrufbar unter: statistik.at/statistiken/bevoelkerung-und-soziales/gender-statistiken/armuts-oder-ausgrenzungsgefahrdung [10.01.2023]

Als Grund dafür nennt eine Interviewpartnerin:

„Ich finde es angenehm, dass jeden zweiten Tag jemand klingelt und überprüft, ob ich noch lebe und ob alles in Ordnung ist. Auch die medizinische Versorgung vor Ort ist praktisch. Ich habe einen Hüftschaden und bin nicht sonderlich mobil. Das Haus ist sauber, einmal pro Woche kommt ein Putzdienst, in der Kantine wird Essen serviert.“

4. Neun Lebens- geschichten wohnungs- und obdachloser Frauen

Neben 29 Kurzinterviews wurden neun lebensgeschichtliche Interviews mit wohnungslosen/ obdachlosen Frauen durchgeführt²³. Diese Interviews, welche das gesamte Leben der jeweiligen Gesprächspartnerin umfassen, ermöglichen einen detaillierteren Blick auf Biografien aktueller bzw. ehemals wohnungsloser und obdachloser Frauen und stellen somit eine wichtige Ergänzung zu den problemzentrierten kürzeren Interviews dar. Gesprächspartnerinnen für die lebensgeschichtlichen Interviews suchten wir über das Ansprechen zahlreicher Hausleitungen der Wiener Wohnungsloseneinrichtungen. Darüber hinaus wurde beispielsweise Kontakt zu Selbstvertretungsgruppen wie etwa *HOPE Austria* hergestellt oder zu Projekten, welche Betroffenen die Möglichkeit geben, ihre Erfahrungen mit Außenstehenden zu teilen, beispielsweise *Supertramps*, welche bis Oktober 2021 Touren durch Wien angeboten haben – inzwischen haben sich die Tour Guides als *Backstreet Guides* selbstständig gemacht. Zusätzlich wurde auf die sogenannte Schneeballmethode zurückgegriffen, um über bereits befragte Interviewpartnerinnen weitere Frauen zu finden.

23 Technisches Museum Wien mit
Österreichischer Mediathek/Sammlung
MenschenLeben/mediathek.at

Die Interviews

Insgesamt stellen diese lebensgeschichtlichen Interviews eine merkbar größere Herausforderung dar als die weniger aufwendigen kurzen Interviews, da sie mehr Planung, Zeit und Ressourcen sowie Verbindlichkeit seitens der Interviewpartnerinnen voraussetzen – dies stellt für viele der Frauen ein Problem dar. Die COVID-19-Pandemie hat das Vorhaben zusätzlich erschwert, sodass sich der Abschluss einzelner Interviews über Monate hingezogen hat. Das Interview selbst erforderte bei allen Frauen zumindest zwei Treffen: Zunächst erfolgte mit möglichen Interessierten ein Informationsgespräch, in welchem sie über das Forschungsprojekt, die Form und voraussichtliche Länge des Interviews sowie die rechtlichen Rahmenbedingungen aufgeklärt wurden. Dieses Vorgehen barg zwar das Risiko, dass potenziell Interessierte aufgrund gering ausgeprägter Verbindlichkeit bzw. Zuverlässigkeit nicht für ein weiteres Treffen zu gewinnen waren, allerdings war es uns wichtig, dass potenzielle Interviewpartnerinnen sich genügend Zeit nehmen können, um sich ihrer Teilnahme vollkommen sicher zu sein. Immerhin ist es weitaus intimer und persönlicher, über das gesamte Leben ausführlich zu erzählen, als ein kurzes Interview über Erfahrungen mit Wohnungslosigkeit/Obdachlosigkeit zu geben. Kontaktgespräche fanden meist direkt in den Wohnungsloseneinrichtungen statt, teilweise mit mehreren Frauen zugleich. In der Regel wurde direkt im Anschluss an diese Treffen ein erster Interviewtermin vereinbart. Da die Wohnungsloseneinrichtungen mitunter wegen COVID-19 sehr strikt waren, was den Zutritt von Außenstehenden betraf, luden

wir die Frauen in das Institut für Konfliktforschung ein. Mehrere dieser vereinbarten Termine wurden letztlich nicht genutzt, oft wurde auch nicht abgesagt. Bei den meisten Interviewpartnerinnen hat ein Termin ausgereicht, um die Lebensgeschichte zu erzählen und auf Nachfragen seitens der Interviewerin zu antworten, bei zwei Interviewten waren mehrere Termine notwendig – bei einer stolze fünf Treffen.

Schlussendlich haben fünf Interviews am Institut für Konfliktforschung stattgefunden, drei in zur Verfügung gestellten Räumen von Wohnungsloseneinrichtungen sowie zwei in Privatwohnungen der Interviewten. Die reine Audiolänge beträgt beim Großteil der Interviews zwei bis drei Stunden – jenes bereits erwähnte aufwendigere kommt insgesamt auf über zehn Stunden Audio. Jeder Termin hat mehrere Stunden in Anspruch genommen, da es uns wichtig war, eine möglichst offene, angenehme und wertschätzende Atmosphäre zu schaffen. So wurde etwa sowohl eingangs als auch zum Abschluss des Interviews mit den Frauen eine Weile geplaudert und auch zwischendurch wurde großer Wert auf genügend Pausen gelegt, um das doch anstrengende Interviewformat möglichst entspannt zu gestalten. Dabei herrschte durchwegs mit allen Frauen eine angenehme und vertrauliche Stimmung – die Pausen wurden rauchend oder redend gemeinsam verbracht, mehrmals wurde auch Essen geteilt. Wir haben nach Beendigung jedes Interviews außerdem Feedback darüber eingeholt, wie es den Frauen während der zusammen verbrachten Zeit ging, dieses fiel durchgehend positiv aus.

Die Motivation zur Teilnahme an diesem Teil des Projekts war divers. Für die Mitarbeit wurde nach Abschluss des Interviews eine Aufwandsentschädigung von 50 Euro zugesagt – Hintergrund hierfür war das anstrengende Interviewformat und ein Wissen um die oft prekäre Lebenssituation vieler dieser Frauen. Dies dürfte für einige einen mehr oder weniger relevanten Faktor dargestellt haben, mit uns ein Gespräch zu führen, für die meisten aber war es nicht der Hauptgrund teilzunehmen. Vier der neun Interviewten haben primär aus politischen Gründen ihre Lebensgeschichte mit uns geteilt, da sie entweder selbst in diesem Themenfeld als Aktivistinnen aktiv sind oder weil sie das vorliegende Projekt als gesellschaftspolitisch wichtig einstufen. Viele dieser Frauen haben ihre Geschichte selbstbewusst und stark erzählt und wurden von uns als offen, selbstsicher und sehr freundlich wahrgenommen.

Für den vorliegenden Projektbericht haben wir uns entschieden, alle Lebensgeschichten gesondert vorzustellen. Hierzu wurden von allen Aufzeichnungen Paraphrasierungen erstellt, welche in weiterer Folge in Form von Biografie-Skizzen zusammengefasst wurden. Ziel ist es, einen genaueren Einblick in das Leben betroffener Frauen gewinnen zu können, angefangen bei ihrer Kindheit, ihrer sozioökonomischen Herkunft, ihren Wohnsituationen und Beziehungen bis hin zu ihrem Weg in die Wohnungslosigkeit/Obdachlosigkeit. Hier war insbesondere von Interesse, wie es ihnen in dieser krisenhaften Zeit ging, was sie erlebt haben, wie sie damit umgegangen sind, aber auch was ihre Perspektiven, Zukunftsvorstellungen und Träume sind.

Über zerrüttete Familien, Gewalterfahrungen, Sucht, Delogierung und Scham

Die hier vorgestellten Biografie-Skizzen zeigen, dass die Frauen entweder aufgrund schwieriger Lebensumstände, welche oftmals in der Kindheit ihren Ursprung genommen haben, oder aber wegen einzelner Schicksalsschläge wohnungslos bzw. obdachlos wurden. Wenn auch ihre Biografien unterschiedlich sind, so eint sie doch eines: All diese Frauen hatten (und haben) ein sehr herausforderndes Leben.

Hinsichtlich demografischer Aspekte²⁴ bewegt sich das Alter der Frauen zwischen Mitte 40 und knapp 70 Jahren.²⁵ Von den neun Frauen wurden fünf in Wien geboren, die anderen in Niederösterreich, Deutschland, Australien und Ostafrika²⁶. Bei Betrachtung des Bildungsniveaus der Interviewten fällt auf, dass die meisten keine hohen Schulabschlüsse aufweisen: Eine hat lediglich die Pflichtschule absolviert, zwei die Hauptschule, drei weitere eine Lehre. Eine Person hat einen Handelsschulabschluss, eine weitere eine Fachhochschule besucht und lediglich eine hat einen Universitätsabschluss. Diese Tendenz hinsichtlich des Bildungsniveaus deckt sich mit den 29 anderen Frauen, mit welchen kurze Interviews durchgeführt wurden. Auch in Bezug auf das Verhältnis zur Herkunftsfamilie ist eine klare Linie erkennbar. Lediglich eine Interviewte kann von einem guten Verhältnis zu ihrer Familie berichten, die meisten anderen beschreiben dieses als kompliziert, belastet oder sehr schlecht. Merkbar besser ist hingegen bei den meisten ihr Verhältnis zu ihren Kindern. Sechs der neun Frauen haben Kinder, beinahe alle erzählen von einer positiven Beziehung. Betrachtet man das (aktuelle) soziale Netzwerk dieser Frauen, ist dieses durchaus divers: Während die eine Hälfte (derzeit) lediglich auf ein schwaches oder kaum vorhandenes soziales Netzwerk zurückgreifen kann, gestaltet sich dies bei der anderen Hälfte gegenteilig – immerhin drei Frauen weisen ein sehr stabiles soziales Umfeld auf. Gewalterfahrungen in der Kindheit, in Beziehungen, durch Fremde oder auch in Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe haben mit Ausnahme von zwei Frauen alle gemacht. Von den neun Frauen kämpfen bzw. kämpften etwas mehr als die Hälfte mit psychischen Krankheiten, insbesondere Depressionen, Angststörungen und Panikattacken sowie Suizidalität, eine Frau ist an Schizophrenie erkrankt. Die körperliche Gesundheit ist beim Großteil der Frauen belastet. Das hat unterschiedliche Gründe, ein nicht unwesentlicher Faktor sind die Bedingungen, unter welchen sie vor allem in der Zeit der Obdachlosigkeit lebten.

24 Der Großteil der biografischen Skizzen wurde mithilfe von Pseudonymen anonymisiert, sofern von den Interviewpartnerinnen nicht ausdrücklich der Klarnamen erwünscht war. Aufgrund der detaillierten soziodemographischen Informationen ist eine vollständige Anonymisierung nur eingeschränkt möglich. Alle Frauen stimmten der Verwendung ihrer Interviews zu.

25 Zwei Frauen sind unter 50 Jahre alt, drei zwischen 50 und 60 und vier zwischen 62 und 68 Jahren.

26 Das genaue Geburtsland wird zum Zweck der Anonymisierung nicht spezifiziert.

Name	Geboren in	Alter	Formale Bildung	Obdachlos	Wohnsituation aktuell
Regina	Niederösterreich	62	Hauptschule	nein	Notfallwohnung WW
Maria	Wien	66	Lehre	nein	WWH
Brigitte	Deutschland	68	Universität	ja	WWH
Luisa	Wien	51	Lehre	ja	Mietwohnung (Privat)
Ella	Wien	47	Handelsschule	nein	Gemeindewohnung
Lisa	Wien	53	Sozialakademie	ja	Gemeindewohnung
Susanne	Wien	57	Lehre	nein	WWH
Sara	Ostafrika	46	Pflichtschule	nein	WWH
Hedy	Australien	64	Hauptschule	ja	bei Freundin

Alle neun Gesprächspartnerinnen waren im Laufe ihres Lebens wohnungslos, die Hälfte machte Erfahrungen mit Obdachlosigkeit. Die Wege, welche diese Frauen in die Wohnungslosigkeit/ Obdachlosigkeit geführt haben, gestalten sich unterschiedlich. Was auffällt: Vier Frauen haben ihre Wohnung (in-)direkt dadurch verloren, dass sie Familienangehörige/Partner über einen längeren Zeitraum gepflegt haben und nach deren Tod mittellos waren. Sie hatten entweder keine eigene Wohnung mehr oder wurden aus ihrer aktuellen delogiert. Für Delogierungen gibt es unterschiedliche Gründe, so verlor eine Interviewpartnerin ihre Wohnung aufgrund ihrer Sucht, eine andere aufgrund schwerer psychischer Erkrankungen. Einmal führte ein fehlgeschlagener Wohnungstausch innerhalb der Familie in die Wohnungslosigkeit, in einem anderen Fall hätte die Obdachlosigkeit durch Unterstützung von Partner oder Familie verhindert werden können.

Die aktuelle Wohnsituation der Frauen ist divers: Fünf leben in einer Wohnungsloseneinrichtung, zumindest zwei davon möchten diese auch nicht mehr verlassen. Zwei haben nach einiger Zeit in der Wohnungslosenhilfe eine Gemeindebauwohnung erhalten, eine durch einen zufällig entstandenen Kontakt eine Mietwohnung. Eine wohnt in einer kleinen Notfallwohnung von Wiener Wohnen. Eine Frau lebte zum Zeitpunkt des Interviews bei einer Freundin; wie langfristig dieses Arrangement bestehen bleibt, ist unklar. Die finanzielle Situation ist bei der Mehrheit der Frauen prekär, bis auf eine leben die meisten von rund 1.000 Euro oder weniger. Die Hälfte bezieht Mindestsicherung, drei eine Pension. Zum Zeitpunkt der Interviews geht lediglich eine Frau einer „typischen“ Lohnarbeit nach und hat eine in finanzieller Hinsicht stabile Lebenssituation. Vier der Interviewpartnerinnen engagieren sich politisch, unter anderem im Bereich Armut und Wohnungslosigkeit bzw. Obdachlosigkeit.

An dieser Stelle möchten wir allen Frauen Dank aussprechen, für die vielen Stunden Arbeit, die in jedes Interview geflossen sind, ihre Bereitschaft, ihr Leben mit uns zu teilen, für ihre Freundlichkeit und Offenheit. Sie haben durch die Mitarbeit an diesem Projekt einen wichtigen Beitrag geleistet, die Schicksale und Lebensrealitäten wohnungsloser und obdachloser Frauen sichtbar zu machen und zeigen Ansatzpunkte für mögliche Verbesserungen für die Situation von Frauen in der Wiener Wohnungslosenhilfe auf.

„Seit über 50 Jahren kann ich den Mund nicht halten, wenn ich Unrecht sehe.“

Gleich zu Beginn des Interviews wird deutlich: Regina ist keine Frau, die sich leicht unterkriegen lässt, die Vorgaben unhinterfragt akzeptiert, die schnell klein beigibt. Seit ihrer Kindheit, die sie in einem kleinen Dorf im niederösterreichischen Weinviertel verbrachte, hat sie ein Gespür für Ungerechtigkeiten, Doppelmoral und Scheinheiligkeiten, die sie allesamt ablehnt und bekämpft. Sie war immer schon eine Revoluzzerin, so Regina.

KINDHEIT IN DÖRFLICHER ENGE

Das bekam als erstes ihre Herkunftsfamilie zu spüren, in der die Buben und die Mädchen unterschiedlich behandelt wurden – gerade im ländlichen Raum der 1960er Jahre durchaus Normalität: Als Mädchen bekam sie nur Taschengeld, wenn sie im Haushalt mithalf, während ihre Brüder es ohne Gegenleistung erhielten. So beschloss sie, auf die paar Groschen zu verzichten. Lieber baute sie Baumhäuser, als mit den Schwestern zu stricken. Sie sah auch nicht ein, dass die Buben im Haushalt keinen Finger rühren mussten, während von den Mädchen verlangt wurde, ihre Brüder zu bedienen. Das verweigerte sie, was sie bei ihren sieben Geschwistern nicht unbedingt beliebt machte. Als sie elf Jahre alt war, gab die Mutter es auf, ihr irgendetwas aufzutragen. Die Mutter sah ein, dass ihre Tochter ihren Anweisungen nicht nachgehen würde. Eines Tages wurde sie von den Brüdern verprügelt, und die Mutter sah zu, ohne zu helfen. Daraufhin verweigerte sie, weiterhin mit den anderen Familienmitgliedern zu essen.

SEXUALISIERTE GEWALT – EIN FIXER BESTANDTEIL LÄNDLICHER IDYLLE

Nach der Gehorsamsverweigerung gegenüber ihrer Mutter verbrachte Regina viel Zeit mit dem Vater, von Beruf Trafikant. Bis er eines Tages – Regina war 14 Jahre alt – zu ihr ins Zimmer kam und begann, sie anzufassen. Der Vorfall war einmalig, aber danach konnte sie nicht mehr schlafen und hatte Angst. Die gute Beziehung zu ihrem Vater war dadurch beendet. Auch andere männliche Verwandte wurden übergriffig. Einer von ihnen versuchte eines Nachts, sie in ihrem Zimmer zu vergewaltigen. Als einer ihrer Brüder in ihr Zimmer kam, weil er sie schreien hörte, intervenierte er nicht und bestritt den Vorfall am Tag darauf. Da war ihr klar, dass sie nicht mit Hilfe rechnen konnte. Von da an verbarrickierte sie jede Nacht ihre Tür mit Kästen, konnte aber dennoch nicht ruhig schlafen. Sie verbrachte viel Zeit im Wald, wo sie sich sicherer fühlte als Zuhause oder im Dorf, wo Mädchen belästigt wurden und niemand dagegen etwas unternahm. Eine ihrer Schulkolleginnen wurde vergewaltigt und daraufhin als Schlampe bezeichnet. Immer wieder kam es im Dorf zu gewalttätigen Übergriffen gegenüber Frauen, junge Frauen galten als

Freiwild. Sie fühlte sich bedroht. Eine Zeit lang versuchte sie, tagsüber nach der Schule zu schlafen, um in der Nacht wach zu sein. Noch Jahre danach kämpfte Regina mit Schlafproblemen, Angststörungen und Panikattacken.

Nach den sexuellen Übergriffen war ihr erst recht klar: Nichts wie weg aus diesen engen patriarchalen Verhältnissen im Dorf, sobald es nur geht! Zwei Wochen nach ihrem Schulabschluss brachte die Mutter sie nach Wien, wo sie sich selbst überlassen wurde, sie sich aber frei fühlte und sich über eigene Arbeit finanzierte. Als Küchenhilfe fand sie bei den geistlichen Schwestern im Wilhelminenspital Beschäftigung, hatte dort eine Wohnung zur Verfügung und konnte abends tanzen gehen. Diese Freiheit gab sie allerdings schon zwei Jahre später auf und heiratete einen acht Jahre älteren Mann, von dem sie bereits schwanger war. Auch diese Hochzeit war eine Auflehnung gegen die Herkunftsfamilie, die strikt gegen diese Verbindung war. Als sie heiratete, kündigte sie ihre Arbeitsstelle. Dass sie Anspruch auf Karenzgeld gehabt hätte, wusste sie nicht, so war sie vollkommen von ihrem Mann abhängig. Keine zwei Jahre später musste sie vor ihrem gewalttätigen Mann im Frauenhaus Schutz suchen.

DAS FRAUENHAUS HALF IHR, SICH NEU ZU ORIENTIEREN

Eineinhalb Jahre lebte Regina A. mit ihrem Kleinkind im Frauenhaus. In dieser Zeit schaffte sie es, sich neu auszurichten. Sie suchte sich eine eigene Wohnung und begann wieder zu arbeiten, ab nun als Reinigungskraft – Unabhängigkeit war weiterhin ihr Ziel. Sollte eine Beziehung zu einem Mann abermals scheitern, müsste er es sein, der die gemeinsame Wohnung verlässt. 1987 wagte sie eine weitere Ehe nach nur zwei Monaten Bekanntschaft. Bald stellte sich heraus, dass auch dieser Beziehung keine lange Dauer beschieden war, zu sehr zeigte ihr Mann Interesse auch an vielen anderen Frauen – rasch kam es abermals zur Scheidung. Nur einen Monat nach Geburt ihres zweiten Sohns heiratete Regina ein weiteres Mal. Doch auch diese Ehe war nicht glücklich. Nach drei Jahren reichte Regina die Scheidung ein, zu der Zeit war sie zu ihrem vierten Kind schwanger. Die Eheleute entzweite diesmal das Bestreben des aus Kairo stammenden Mannes, Regina zu einem religiösen Leben zu erziehen, und zwar insbesondere ab dem Zeitpunkt, als er österreichischer Staatsbürger wurde. Sie sollte ein Kopftuch tragen und kein Schweinefleisch mehr essen – letzteres verlangte er auch von den Kindern. Auch schwimmen gehen wollte er ihr verbieten. Als er verstand, dass sie nicht mitmachte, wurde er aggressiv. Irgendwann warf sie ihn aus der Wohnung. Zuvor hatte er mit Selbstmord gedroht, danach begann er mit anderen Methoden, psychischen Druck auf sie auszuüben: Ohne Vorwarnung holte er die Kinder in der Früh aus dem Kindergarten, tauchte immer wieder unangemeldet auf und verfolgte sie. Das Stalking dauerte mindestens zehn Jahre, genau weiß es Regina nicht mehr, denn irgendwann hörte sie auf, darauf zu achten, weil sie sonst paranoid geworden wäre. Das Scheidungsverfahren zog sich über drei lange Jahre. In dieser Zeit war Regina alleinerziehend mit vier Kindern. Die Miete für die Wohnung war hoch, Nahrungsmittel, Bekleidung, Schulsachen etc. – es war schwierig, all dies zu bezahlen, ohne Unterhaltszahlungen von ihrem Mann und selbst auf Notstandshilfe angewiesen. Doch sie spürte den Auszug ihres Mannes, den sie vorher erhalten hatte, auch in der Geldbörse positiv – noch dazu, weil er ihr immer wieder Geld für seine Kairobesuche abgenommen hatte. Finanziell wirklich gut ging es ihr, so Regina, als dann die Kinder zu ihrem Mann zogen. Das war im Jahr 2003, Regina war zu dem Zeitpunkt 44 Jahre alt. Die Kinder fehlten ihr, aber nun war sie unabhängig, das zählte mehr. Jetzt konnte sie tun, was sie interessierte. Sie legte sich ihren ersten Computer mit Internetzugang zu, recherchierte viel, lernte neue Männer kennen.

RÄUMUNGSBESCHIED UND OBDACHLOSIGKEIT

2012 erkrankte Reginas Freund an Krebs. Ein Jahr lang kümmerte sie sich umsichtig um ihn – vernachlässigte aber gleichzeitig alltägliche Verpflichtungen wie Miete zu bezahlen. So erteilte sie 2014 ein Räumungsbescheid, im Februar 2015 musste sie ausziehen. Es folgte eine schwere, kräfteaubende Zeit.

Zunächst versuchte sie, irgendwo in Wien eine Wohnung zu bekommen, egal in welchem Zustand, was nicht klappte. Dreimal stellte sie einen Antrag auf eine Gemeindewohnung, erst beim dritten Anlauf war sie über die soziale Wohnungsvergabe erfolgreich. Ein nahtloser Übergang von der einen in die andere Wohnung war entgegen ihrer Erwartung allerdings nicht möglich. Wieder und wieder wurde sie vertröstet. Es kam aber der Tag, an dem sie aus ihrer bisherigen Wohnung ausziehen musste – wohin also mit den Möbeln, wohin mit sich selbst? Möbel unterstellen lassen kostet Geld, damit gingen ihre sämtlichen finanziellen Mittel auf. Sie hatte Schulden, weil sie die Rechnungen für Strom, Gas und Internetzugang nicht begleichen konnte. Ihre Söhne bezahlten ihr eine Woche Unterkunft im Hotel, bei sich zu Hause nahmen sie ihre Mutter nicht auf. Zwei Wochen konnte Regina bei einer Bekannten schlafen. Als sie endlich in die ihr zugesagte Wohnung ziehen konnte – vier Monate lang hatte Regina auf sie warten müssen –, war diese total verdreckt und vergammelt, voller Staub und Insekten, die Sanitäreinrichtungen verschmutzt. Sie malte die Wohnung selbst aus. Alles war voller Kartons und Müllsäcke. Es dauerte fast neun Monate, bis sie die Wohnung halbwegs eingerichtet hatte, und noch drei Jahre später standen überall Übersiedlungskartons und Säcke. Die ganze Situation kostete Regina viel Kraft. Drei Wochen lang lag sie nur herum und war erschöpft. Alle sozialen Kontakte waren abgebrochen, niemand unterstützte sie.

In dieser Zeit fühlte sich Regina sehr verlassen. Sie war erschüttert davon, dass Leute, die sie selbst unterstützt hatte, den Kontakt zu ihr abbrachen und sie in dieser schwierigen Situation im Stich ließen. Das Psychosomatische Zentrum in Eggenburg behielt sie schließlich mehrere Monate in der Einrichtung, weil sie psychisch am Ende war. Als es ihr wieder besser ging, kamen ihre Bekannten, die sie vorher fallengelassen hatten, wieder mit unterschiedlichen Ausreden auf sie zu. Aber sie wisse jetzt zu unterscheiden, auf welche Menschen sie sich verlassen könne und auf wen nicht. Sie sei jetzt bei neuen Kontakten vorsichtiger und kritischer als früher.

EIN NEUES LEBEN ALS AKTIVISTIN UND POLITIKERIN

Reginas Engagement im Bereich Armutsbekämpfung begann bereits 2011. Sie dockte bei der Armutskonferenz an, für die sie vier Jahre lang aktiv war. Dann kam es zu Konflikten mit den Verantwortlichen, nach vier Jahren Engagement wurde ihr die Teilnahme an den jährlichen Konferenzen verwehrt. Regina hält die Armutskonferenz grundsätzlich für eine gute Einrichtung, die aber ohne Subventionen durch das Sozialministerium glaubwürdiger wäre und kritischer auftreten könnte, so Regina. Seit einigen Jahren investiert sie viel Zeit in der Wohnungslosen-Bewegung – nach ihrer eigenen Erfahrung der Wohnungslosigkeit war ihr dieses Thema erst recht ein Anliegen. Sie lernte die Organisation *Hope Europe* kennen, in der seit 2011 aktuelle und ehemals wohnungs- und obdachlose Menschen aus unterschiedlichen europäischen Ländern zusammenkommen und an einer selbstorganisierten Vertretung arbeiten. Gemeinsam mit ihrer Tochter gründete Regina 2018 *Hope Austria*. Ziel ist, dass mit betroffenen Personen gesprochen wird und nicht über sie. Besonderes Anliegen ist ihnen vor allem, die Situation von

wohnungslosen Frauen, FLINTs und LGBTIQs, die auch in unterstützten Einrichtungen für Wohnungslose sexuellen Übergriffen ausgesetzt sind, zu verbessern. In manche dieser Einrichtungen würden Frauen gar nicht gehen, weil bekannt sei, dass im Fall von gewalttätigen Übergriffen durch Männer die Frauen den Platz wechseln müssen und nicht die Gewalttäter. Auch die Polizei würde nichts unternehmen, wenn obdachlose Frauen von sexueller Gewalt betroffen sind. In den Einrichtungen gibt es keine Plätze für FLINTs und LGBTIQs. In Flüchtlings-einrichtungen herrscht dasselbe Problem: Leute dürfen sich nicht outen, weil sie sonst verprügelt oder getötet werden.

Nach wie vor werde zu wenig berücksichtigt, dass Frauen aufgrund ihres durchschnittlich deutlich niedrigeren Einkommens stärker gefährdet sind, ihre Wohnung zu verlieren – dort bereits beginnt die Abwärtsspirale, ist Regina überzeugt. Frauen würden in dieser Situation häufig sogenanntes Sofa-Hopping betreiben, d. h. sie schlafen bei unterschiedlichen Leuten, bei denen sie unterkommen können. Dabei werden sie aber häufig ausgenutzt, in die Prostitution geschickt, mit Drogen angefixt. Auf diese Situation richtet ihr Verein großes Augenmerk. Um diese Idee zu streuen und Mitstreiter*innen zu gewinnen, fährt Regina zu Vernetzungstreffen im In- und Ausland, nimmt an Podiumsdiskussionen teil und hält Reden bei Demonstrationen.

Diesem Engagement widmet Regina viel Zeit und Energie, manchmal wird es ihr fast zu viel. Und gleichzeitig sieht sie weiterhin so viel im Argen, dass sie sich nun auch für die Partei LINKS in Wien engagiert. Jammern allein nützt nichts, ist ihr Motto, man muss auch tätig werden, wenn man die Missstände erkannt hat. Gesundheitsversorgung, leistbares Wohnen, soziale Absicherung, mehr Spielplätze als Parkplätze, Bildungschancen für alle, mehr Rechte für Geflüchtete und Migrierte – alles Themen und Forderungen, für die sich Regina nun stark macht.

AKTUELLE SITUATION

Die Einschränkungen aufgrund der Corona-Maßnahmen haben die prekäre Situation der Menschen am gesellschaftlichen Rand nochmals verschärft: Im Bereich der Obdach- und Wohnungslosenhilfe war es nicht möglich, Menschen unter Quarantäne zu stellen, weil der Platz dafür nicht vorhanden war. Viele oft illegal Arbeitende verloren ihren Job und konnten ihren zumeist überbezahlten Schlafplatz nicht finanzieren – um nur eine akute Problematik zu nennen. Für Regina selbst waren die ersten Corona-Monate besonders schwierig, weil sie chronische Schmerzpatientin ist und nicht zu ihrem Arzt gehen konnte, dessen Ordination geschlossen war. Zum Zeitpunkt des Interviews im Oktober 2020 ging bereits die Sorge um, eine zweite Infektionswelle könne sich ausbreiten und abermals verschärfte Maßnahmen nötig machen.

Wo und wie sich Regina noch einschränken könnte, lässt sich schwer ausmalen. Die Wohnung, in der sie seit 2015 lebt, ist eine Unterkunft von Wiener Wohnen. Sie hat 28,5 Quadratmeter zur Verfügung, für die sie 240 Euro Miete im Monat bezahlt. Sie muss aber mit einer Pension von knapp 1.000 Euro auskommen und damit alle ihre Lebensbedürfnisse bestreiten. Unterstützung, vor allem moralische, erhält sie lediglich von ihrer Tochter. Nach der Wohnungsmisere hat Regina den Kontakt zu ihren Söhnen abgebrochen und so auch keinen Zugang mehr zu ihren Enkelkindern. Auch ihre stark konservativ und politisch rechts ausgerichtete Verwandtschaft am Land ist für die linke feministische Aktivistin schon lange kein Thema mehr. Dass auch ihr ältester Sohn die FPÖ wählt, ist ein weiterer Grund für ihren Rückzug aus der Familie.

Die schlimmste Zeit in ihrem Leben war das Jahr im Heim

Maria stammt aus einer kinderreichen und strebsamen Familie. Alle neun Geschwister erlernten einen Beruf, sie selbst ist ausgebildete Werkzeugmacherin. Dennoch lebt sie jetzt – nach einem langen Erwerbsleben und drei Ehen – in einer Wohnungsloseneinrichtung. Und mehr noch: Schwierige Umstände prägen auch das Leben von Marias Kindern – als würde Elend in Österreich weiterhin „vererbt“.

TURBULENTE KINDHEIT, HEIMAUFWENTHALT INKLUSIVE

In den ersten Lebensjahren wohnte Maria – sie ist Jahrgang 1955 – mit ihren vier älteren Geschwistern und den Eltern in einem Gartenhaus. Daran hat sie gute Erinnerungen. Die Wohnverhältnisse waren zwar beengt und dadurch stressig, aber zugleich kuschelig und heimelig. Als wild und schön hat sie diese Zeit in Erinnerung – bis ein Fernseher ins Haus kam. Dann mussten sie um halb acht am Abend bereits ins Bett, damit der Vater ungestört fernsehen konnte. Eines Tages brannte die Mutter mit einem fremden Mann durch und ließ den Vater mit den sechs Kindern sitzen. Das war ein Schock. Der Vater wie auch dessen Mutter waren berufstätig, niemand konnte sich um die Kinder kümmern, also mussten sie ins Heim – damit begann für Maria die schrecklichste Zeit ihres Lebens. Die beiden ältesten Geschwister kamen nach Maria Lanzendorf, dort ging es ihnen relativ gut. Die vier Jüngeren aber schickte die Kinderübernahmestelle nach Biedermannsdorf, in ein von Klosterschwestern geführtes Heim der Stadt Wien. Dass die Wiener Kinderheime damals Orte des Schreckens waren, ist im Endbericht einer Historikerkommission nachzulesen, welche die Geschichte der Heime aufarbeitete. Das wird auch in den Erzählungen von Maria deutlich: Die Heimkinder wurden vor 6 Uhr früh geweckt, der Tag begann mit Arbeit; um 7 Uhr Gottesdienst, rasches Frühstück, dann Schule. Die Nonnen waren böse, haben mit dem Stock auf die Kinder eingeschlagen – bei Maria zuhause wurde nie geschlagen! –, es hagelte Strafen über Strafen, warum war oft nicht nachvollziehbar. Manche Mädchen hatten schwerste Verletzungen im Intimbereich, in diesem Heim keine Seltenheit, den Schwestern war nichts heilig, so Maria. Sogar auf dem Feld ernten und Nahrung sammeln mussten die Kinder, denn die Nonnen wollten möglichst wenig Geld ausgeben. Nur der Zusammenhalt der Geschwister und die wöchentlichen Besuche des Vaters linderten die Situation etwas. Als der Vater es geschafft hatte, eine Gemeindefunktion zu erhalten – sein Gartenhaus fiel einem Autobahnbau zum Opfer, der Vater wurde enteignet –, konnte er nach einem Jahr seine Kinder wieder aus dem Heim zurück nach Hause holen. Hier mussten die Kinder zwar andauernd leise sein, damit sich die alten Menschen rundum nicht beschwerten, doch der Vater hielt immer zu ihnen und für sie galt: Hauptsache daheim. Es gab nur ein Kinderzimmer für sechs Geschwister, aber die beengten Wohnverhältnisse schweißten auch zusammen. Jahrzehnte später erhielt Maria so wie ihre Geschwister über die Organisation „Weißer Ring“, die sich um die ehemaligen Heimopfer kümmerte, eine Einmalentschädigung und anschließend eine Opferrente, die Maria weiterhin ein Auskommen sichert.

Als Zehnjährige verbrachte Maria zwei Sommermonate bei einer Familie in Belgien. Diese Aktion der Caritas für unterernährte Kinder zeitigte bei Maria großen Erfolg und Begeisterung. Sie hatte das Glück, zu einem Geschwisterpaar auf einem Bauernhof gekommen

zu sein, konnte viel essen, alle Leute rundum wollten sie kennenlernen. Als sie nach Wien heimkam, hatte sie eine Stiefmutter. Denn der Vater hatte nochmals geheiratet – und zwar eine zwanzigjährige Frau. Sie hatte es nicht leicht mit den sechs angeheirateten Kindern, die ungestüme Rabauken waren. Zudem lebte anfangs Marias Großmutter im gemeinsamen Haushalt, diese zog aber bald aus, da die Chemie zwischen Schwiegermutter und -tochter nicht stimmte. Maria hat nach wie vor großen Respekt vor ihrer Stiefmutter, weil sie sich insgesamt doch sehr gut um die Stiefkinder kümmerte. Der Vater zeugte mit der jungen Ehefrau drei weitere Kinder, somit waren sie sechs Schwestern und drei Buben. Mit den Schwestern hatte Maria auch später viel Kontakt, einmal in der Woche war Papa-Tag, an dem sie sich alle trafen. Die Brüder sieht sie seltener, doch wenn alle Familienmitglieder zusammenkommen, sind sie über 60 Personen – (Ex-)Partner*innen und Kinder mitgerechnet. Da geht's dann rund.

FAMILIENGRÜNDUNG

Maria war noch keine zwanzig Jahre, als sie das erste Mal heiratete. Der Mann, den sie in der Disco kennenlernte, war nicht die große Liebe, aber eines Tages stand er plötzlich vor der Tür und gab sich dem Vater gegenüber als ihr Freund aus. Ihr Vater akzeptierte ihn als solchen, er war sehr angetan von ihm, der sich gut einschleimen konnte, wie sich Maria erinnert. Bald kam das erste Kind, bald aber auch die Scheidung. Denn ihr Mann hörte nach der Hochzeit zu arbeiten auf, kümmerte sich aber auch nicht um Haushalt und Kind.

Auch ihr zweiter Mann, von Beruf Straßenbahnfahrer bei den Wiener Linien, war anfangs sehr nett, begann aber bald zu trinken, genau genommen: wieder zu trinken. Er war bereits zuvor verheiratet gewesen und hatte zwei Söhne, die erste Frau ließ sich wegen seines Alkoholmissbrauchs scheiden. Als Freunde hatte er nur Saufrumpkane. Maria kümmerte sich um ihren Ehemann und versuchte, seinen Alkoholkonsum zu kontrollieren; sie hatten viel Spaß zusammen und sparten auf ein Moped. Gemeinsam bekamen sie eine Tochter. Nach einer Mehrlingsgeburt vier Jahre später starben vier Säuglinge innerhalb einer Woche, nur ein Sohn überlebte. Nach fünfzehn Ehejahren ließ sich Maria abermals scheiden, denn auch dieser Vater kümmerte sich nicht um seine Kinder. Er starb relativ rasch nach der Scheidung infolge eines Nabelbruchs, der ihm immer wieder große Probleme bereitete und der sich schließlich durch den massiven Alkoholkonsum rasch verschlechterte.

Schließlich heiratete Maria zum dritten Mal. Zu diesem Zeitpunkt war sie bereits Mitte Vierzig und konnte keine Kinder mehr bekommen, ihr ägyptischer Mann wollte dennoch eigene Kinder und also eine Zweitfrau nehmen. Da machte Maria dann nicht mehr mit, obwohl sie bis dahin eine gute Ehe führten. Sie ließ sich von ihrem Mann scheiden, blieb aber mit ihm befreundet, auch mit dessen Frau und den Kindern.

PLÖTZLICH WOHNUNGSLOS

Über ihre Berufstätigkeit machte Maria nicht viel Aufheben. Sie liebte einen ihrer ersten Jobs, den einer Straßenbahnfahrerin. Als sie mit der Tochter schwanger wurde, musste sie den leider keineswegs familienfreundlichen Beruf aufgeben. Dann arbeitete sie bei großen und bekannten österreichischen Firmen, an den letzten beiden Arbeitsstätten war sie jeweils rund zehn Jahre beschäftigt. Zuerst hatte sie eine Teilzeitstelle, verdiente so aber zu wenig Geld für drei Kinder. Schließlich schaffte sie es bis zur Bereichsleiterin im Verkauf.

Der Weg in die Wohnungslosigkeit war bitter. Ein Wohnungstausch war geplant: Die Tochter einer ihrer Schwestern benötigte dringend eine größere Wohnung, damit sie nach ihrer Scheidung ihre Kinder behalten konnte. Maria war ihre eigene Wohnung mittlerweile ohnehin zu groß, also willigte sie in einen Tausch ein, renovierte die Wohnung ihrer Nichte und kündigte die eigene. Als sie den Wohnungstausch endlich auch schriftlich fixieren wollte, zog die Nichte ihr Angebot zurück. So stand Maria plötzlich ohne Wohnung da.

Bei der Wohnungslosenhilfe in der Lederergasse hatte Maria eine sehr liebe Betreuerin, die sie bei der Wohnungssuche nach Kräften unterstützte. Aufgrund von deren Bemühen fand sie denn auch eine günstige Wohnung, in die sie mit ihrem jüngsten Sohn und ihrer Katze vorübergehend einziehen konnte. Später bekam Maria einen Platz im Max-Winter-Haus.

SCHICKSAL DER KINDER

Die beiden älteren Kinder waren zu diesem Zeitpunkt lange schon selbstständig. Ihr erstgeborener Sohn hatte allerdings begonnen, Drogen zu nehmen und wurde rasch heroinabhängig. Seine Freundin, eine Prostituierte, hatte seine Sucht sogar gefördert, so Maria. Zum Schluss benötigte er bis zu fünf Gramm Heroin pro Tag, und wenn kein Geld dafür da war, wurde er rabiat und warf mit Gegenständen um sich. Maria fand eine Ärztin, die ihren Sohn in ein Methadon-Programm aufnahm. Und dann wandte sie einen Trick an: Heimlich verdünnte sie das Methadon mit Wasser, in ganz kleinen Mengen, aber stetig. Nach zehn Jahren war ihr Sohn clean. Dass sie das geschafft hat, darauf ist Maria heute noch stolz.

Ihre Tochter hatte mit der Partnerwahl kein Glück. Sie war dreimal verheiratet und hat drei Kinder, die jedoch alle nicht bei ihr leben. Der Vater der ersten gemeinsamen Tochter hat diese als Fünfjährige der Mutter weggenommen, jetzt ist sie 17 und wohnt in einem Krisenzentrum. Mit 18, wenn sie großjährig ist und selbst über ihren Wohnort entscheiden kann, will sie wieder zur Mutter ziehen, so Maria. Ihre Tochter war sehr unglücklich und hat viel getrunken, sodass die Kinder- und Jugendhilfe eingreifen musste. Die anderen beiden Kinder wurden bei Pflegefamilien untergebracht, die nicht in Wien leben, weshalb Marias Tochter zu ihren leiblichen Kindern nur sporadisch Kontakt hat. Mit ihrem zweiten Mann war sie dann 13 Jahre verheiratet. Er litt an Schizophrenie und wenn er seine Medikamente nicht einnahm, wurde er gewalttätig und schlug sie. Maria und ihr ältester Sohn unterstützten die Tochter beim Trennungsprozess. Der dritte Ehemann, mit dem die Tochter sieben Jahre zusammenlebte, starb 2019 an einem Tumor. Aktuell ist sie wieder liiert. Da sie gegen ein Entgelt im Max-Winter-Haus putzt, sieht Maria ihre Tochter und auch die ältere Enkelin regelmäßig.

Der jüngste Sohn hatte bereits mit 27 Jahren einen Schlaganfall. Er war alleine nicht wohnfähig und blieb bei seiner Mutter wohnen. Zudem war er Epileptiker und wurde im Lauf der Zeit von den Benzodiazepinen, die ihm deshalb ärztlich verschrieben wurden, abhängig. Bei den Benzos gab es keinen Trick, den Maria anwenden konnte, um ihn ebenfalls von den Drogen wegzubekommen. Im Gegenteil, ihr Sohn kaufte sich mehr und mehr harte Drogen von Burschen aus der Umgebung, die er sich dann spritzte. Einmal hat Maria ihren Sohn wiederbelebt und er kam auf die Intensivstation eines Krankenhauses. Schließlich schaffte auch er es in ein Substitutionsprogramm. Da er drei Wochen lang kein Substitutionsmittel bekommen hatte, verschrieb ihm eine Ärztin die doppelte Menge. Er nahm alles auf einmal und starb an einer Überdosis. Das war 2017, da war er dreißig Jahre alt.

Maria glaubt, ihre Söhne hätten nicht zu Drogen gegriffen, hätte Marias Vater länger gelebt. Der aber starb bereits Mitte der 1980er Jahre an Krebs. Von Beruf Maschinist litt er sehr darunter, dass er nach dem Konkurs der Firma, für die er lange tätig war, als über 50-Jähriger keine Arbeit mehr fand. In Serbien, woher er stammte, war der Mann Oberhaupt und Ernährer der Familie, jetzt sollte er Hausmann sein, das verkraftete er nicht. Innerhalb von zwei Monaten nach der Krebsdiagnose starb er.

LEBEN IM MAX-WINTER-HAUS

Seit mehreren Jahren lebt Maria nun schon im Max-Winter-Haus, einer Wohnungsloseneinrichtung des Arbeiter-Samariter-Bundes. Nie wieder will sie von hier ausziehen, hier fühlt sie sich gut aufgehoben und integriert. 2018 lernte sie hier ihre große Liebe kennen. Gemeinsam engagierten sie sich im Haus, wurden zu Hausvertrauenspersonen gewählt. Doch zwei Jahre später erstickte ihr Verlobter. Die Hausgemeinschaft fing sie nach diesem schweren Schlag auf. Sie selbst hatte in früheren Jahren bereits einmal Unterleibskrebs, den sie besiegte. Letztes Jahr erkrankte sie an Brustkrebs, auch der ließ sich erfolgreich behandeln. Die Covid-19-Pandemie hat ihr Leben nicht sonderlich verändert, denn sie konnte es vorher schon nicht leiden, wenn ihr Menschen zu nahe kommen, und auf Hygienemaßnahmen wie Händewaschen hat sie auch immer schon Wert gelegt. Nur die Isolation hat sie gestört. Froh ist sie, dass sie sich in der Organisation des alltäglichen Zusammenlebens einbringen und so auch etwas bewirken kann.

Maria ist ein Pseudonym.

Delogierung als Eingeständnis von Scheitern

Die studierte Volkswirtin Brigitte stieg unmittelbar nach Studienabschluss in das Berufsleben ein. Sie arbeitete bei der Deutschen Bank, in einer Unternehmensberatung, als Marktforscherin sowie als Dolmetscherin und Übersetzerin in Frankfurt, London, München und Wien. Zuerst in Angestelltenverhältnissen und die letzten knapp dreißig Jahre bis 2018 als Selbständige tätig, lebt die heute 68-Jährige im Haus Tivoligasse des Wiener Hilfswerks. Wie kam es zu dieser dramatischen Wende in ihrem Leben?

KINDHEIT UND JUGEND IM SAARLAND

Brigitte H. kam am Silvestertag 1953 zur Welt. Ihr Geburtsort, eine mittelgroße Stadt im Bundesland Rheinland-Pfalz, war bekannt für ihre Edelsteinschleifereien und ihre Schmuckindustrie. Die Eltern von Brigitte waren allerdings nicht in diesem Metier aktiv. Ihr Vater fand Beschäftigung beim Zoll, was auch einige Wohnortwechsel der Familie mit sich brachte. Finanziell waren die Eltern, Brigitte und ihr jüngerer Bruder also abgesichert. Die Mutter blieb zeitlebens Hausfrau.

Brigittes Blick auf ihre Kindheit fällt durchwachsen aus. Sie sei ein braves und stilles Kind gewesen, was sie mit einem frühen längeren Spitalsaufenthalt und einer erzwungenen Bewegungslosigkeit in Verbindung bringt. Grund war eine angeborene Fehlstellung der Hüfte. Während heutzutage die Neugeborenen routinemäßig dahingehend untersucht werden, stellte man bei Brigitte die Einschränkung erst fest, als sie begann laufen zu lernen. So musste sie als Kleinkind für mehrere Wochen in das orthopädische Klinikum in Frankfurt, 200 Kilometer von ihrem Heimatort entfernt. Hüften und Beine wurden eingegipst, dabei die Beine gespreizt, mehrere Monate musste sie in diesem festgezurrt Zustand verbringen.

Acht Jahre nach Ende des zweiten Weltkriegs geboren, waren Kriegsergebnisse und -folgen atmosphärisch in ihrer Kindheit stark präsent. Brigittes Mutter musste den Suizid ihres Vaters verkraften, der sich 1942 das Leben nahm, nachdem er sich gegen einen hochrangigen Nazi in der Stadt geäußert hatte. Ihr älterer Bruder war in Norwegen als Funker stationiert und „verschwand“ gegen Kriegsende; gerücheweise habe ihn ein russischer Soldat erschlagen, doch die Todesumstände ließen sich nie klären. Der Vater, Jahrgang 1924, stammte ursprünglich aus Oberschlesien. Nach der Matura wurde er eingezogen, an die Ostfront und nach Verwundung an die Westfront geschickt und kam in französische Kriegsgefangenschaft. Dort lernte er Brigittes Mutter als Brieffreundin kennen. Als die Entlassung anstand, erklärte sich Brigittes Großmutter bereit, den jungen Mann in ihrem großen Haus – ein Geschäft mit Textilien und Silberwaren im Erdgeschoß, darüber drei weitere Etagen – aufzunehmen. Nach einem halben Jahr heirateten die späteren Eltern von Brigitte. Der Vater zeigte seiner Tochter manchmal ein Foto von seiner Maturaklasse. Dann erzählte er ihr, wie viele seiner Schulkollegen bereits tot seien und wer im Krieg verschollen war. Als Kind hätten sie solche Geschichten sehr belastet, erzählt Brigitte.

Der Vater wollte gerne studieren und hätte auch das Zeug dazu gehabt, aber die nächstgelegene Universitätsstadt war Mainz, die Bahnlinsen dorthin kaputt und das Geld knapp. Arbeit zu finden war in den Nachkriegsjahren jedoch auch nicht leicht, ein Jahr lang war der Vater arbeitslos, bevor er seine Karriere als Zollbeamter beginnen konnte. Als solcher war er viel unterwegs und selten zu Hause. Dennoch hatte Brigitte als Kind ein gutes Verhältnis zu ihm, er beschäftigte sich mit seiner Tochter, brachte ihr viel bei, stillte ihren Wissensdurst. Sie entfremdete sich jedoch zunehmend von ihm, weil er sich gegenüber ihrer Mutter nicht durchsetzen konnte – das kreierte Brigitte ihrem Vater lange an.

Schwierig war Brigittes Verhältnis zu ihrer Mutter zeitlebens. Sie findet keine guten Worte über sie. Dominant sei sie gewesen, laut und zänkisch. Mit allen Menschen habe sie Konflikte gehabt, sei leicht in Streit geraten und habe viel gejammert, etwa nach der Versetzung des Vaters ins Saarland und der Übersiedelung der Familie an einen Grenzort zu Frankreich. Das fünfjährige Mädchen erlebte diese Zeit ambivalent: Zum einen kam sie hier mit anderen Kindern in Kontakt, bislang war sie nur von Erwachsenen umgeben. Bald durfte sie aber nur noch mit einem Mädchen spielen, mit deren Mutter sich ihre vertragen – alle anderen Mütter und so auch deren Kinder waren „zu minder“. Zum anderen hatte Brigitte regelrecht Angst vor dem Schulalltag. Damals waren die Schulen noch nach Konfessionen getrennt, Brigitte musste auf Wunsch der Mutter in die evangelische Schule gehen, der katholische Vater nahm es hin. Nur sechs Schulanfängerinnen waren sie in einer achtstufigen Schulklasse, alle gemeinsam unterrichtet von einem tyrannischen Choleriker, der die Schülerinnen häufig mit seinem Stock schlug, auch wegen Kleinigkeiten. So erlebte Brigitte den neuerlichen Dienortwechsel ihres Vaters als Befreiung: Saarlouis hatte städtischen Charakter, der Vater bewohnte als Zollkommissar, der Steuerleistungen und sonstige Abgaben von Firmen prüfte, eine schöne, geräumige Wohnung. Der Schulweg war zwar weit, aber die Klasse hatte mit 24 Schüler*innen eine normale Größe und für jeden Jahrgang gab es eine eigene Klasse. Die Lehrerin war nett und zwei Klassenkameradinnen wohnten in ihrer Nähe. Hier ging Brigitte daher gerne in die Schule, ohne Angst.

Ein richtiggehendes Wunschkind war Brigitte für ihre Großmutter. Sie war das erstgeborene Enkelkind und zudem ein Mädchen, wie von ihrer Oma erhofft. Die ersten zweieinhalb Jahre blieb die junge Familie auch im Haus der Großmutter wohnen. Dann jedoch heiratete der Bruder der Mutter, die rasch mit ihrer Schwägerin in Streit geriet, sodass Brigittes Familie in eine Mietwohnung im selben Ort zog. Nach der Übersiedlung ins Saarland fuhr Brigitte in den Ferien immer zu ihrer Großmutter – und auch zum Onkel, den sie sehr mochte. Dieses gute Verhältnis mit Großmutter und Onkel brachte ihr aber bald und nachhaltige Konflikte mit ihrer Mutter ein. Überhaupt stellte für die unmittelbare Zukunft der Jugendlichen die Mutter die Weichen: Nach der mit einer Durchschnittsnote von 1,9 bestandenen Matura jobbte sie auf Mutters Drängen drei Monate lang als Schreibkraft, um Maschinenschriften und Stenografie zu lernen. Auch das Studienfach bestimmte die Mutter: Brigitte selbst hätte gerne Geschichte oder Archäologie studiert, aber die Mutter ließ ihr keine Wahl und verordnete ihr Wirtschaftswissenschaften, die sie als Garant für einen späteren Arbeitsplatz ansah.

ALS VOLKSWIRTIN HINAUS INS LEBEN

So inskribierte Brigitte 1972 an der Universität des Saarlandes dieses Fach und schloss ihr Studium innerhalb von neun Semestern ab. Dennoch hatte sich in diesen wenigen Jahren der Bedarf an VWL-Absolvent*innen geändert und die Jobsuche war nicht leicht. Zudem gab es noch viele Unternehmen, die ausdrücklich Männer suchten und keine Frauen einstellen wollten. Eher aus Verlegenheit nahm sie daher eine Assistenzstelle an der Universität an. Doch rasch war ihr klar, dass ihr theoretisches Interesse fürs Fach nicht ausreichte, um fünf Jahre für ein Doktorat zu bleiben. Und vor allem: Sie wollte in eine andere Stadt und damit weg von daheim, wo die familiären Krisen zunahmen.

Brigitte hatte Glück und erhielt ein Jobangebot in Frankfurt, wohin sie umgehend übersiedelte. Ihr Arbeitgeber war die damals größte Bank Deutschlands. Brigitte arbeitete in der Planungsabteilung der Bank, unter den 30 Mitarbeiter*innen waren nur sechs Frauen. Als sie nach wenigen Wochen feststellte, dass sie als Quotenfrau eingestellt worden war, begann sie, sich um eine andere Stelle umzusehen, und wurde rasch fündig: Bereits nach einem halben Jahr wechselte sie in ein internationales Marktforschungsinstitut. Dort war sie in der Handelsforschung tätig, führte genaue Erhebungen für einzelne Geschäfte durch, die Ergebnisse galten als repräsentativ für die Situation in ganz Deutschland. Obwohl die Arbeit interessant war, wechselte sie dennoch nach zwei Jahren zum Verband der Reformwarenhersteller – sie brauche rasch Abwechslung, so Brigitte im Interview.

Der abermalige frühe Wechsel zu einem anderen Arbeitgeber hatte diesmal jedoch familiäre Gründe: Eine schwere Familienkrise zu Weihnachten 1980 verursachte bei Brigitte einen Nervenzusammenbruch. Dieser verdeutlichte ihr: Sie müsse noch weiter weg von den Eltern, als Frankfurt es war. So zog Brigitte nach London. Was aufregend klingt, birgt oft viel Mühsal: Die Gehälter waren in Großbritannien viel niedriger als in Deutschland, die Mieten in der Stadt dennoch schon damals horrend hoch, sodass nur eine Wohnung am Stadtrand erschwinglich war. Das bedeutete mindestens eine Stunde Wegzeit, egal wohin Brigitte wollte; dennoch besuchte sie häufig die Theater der Stadt, ab und zu auch die Oper. Wenn die öffentlichen Verkehrsmittel bestreikt wurden, ging sie des Öfteren auch zu Fuß ins Büro, denn Taxis waren zu teuer. Brigitte arbeitete anfangs in einer Unternehmensberatung und anschließend bei einer Tochtergesellschaft ihres früheren

Arbeitgebers in Frankfurt. Deren Geschäftsbereiche waren Elektronik, Computerzubehör, Telekommunikation etc. Davon hatte sie zunächst keine Ahnung, lernte im Laufe der Zeit jedoch viel. Privat hatte sie einen kleinen, aber netten Freundeskreis. Dennoch wurde Brigitte ihr Alltag aufgrund der langen Fahrzeiten und der knappen Kasse zunehmend anstrengend und sie verspürte Sehnsucht, ja, Heimweh nach Deutschland.

So ging Brigitte 1990 nach Deutschland zurück und zwar nach München, wo sie ebenfalls bei einer Unternehmensberatung Fuß fasste. Dort leitete sie erfolgreich den Bereich Marktforschung, nach einem Jahr wagte sie den Sprung in die Selbständigkeit. Das funktionierte gut, v. a. auch aufgrund ihrer Kontakte nach Großbritannien. In dieser Zeit stieg sie langsam von der Marktforschung zu Übersetzung und Dolmetschen um, was ihr sehr gefiel. Dolmetschen, zumeist simultan, war damals in der Marktforschung wichtig, weil viele Interviews und Gruppendiskussionen im Ausland gemacht wurden. In München ging es Brigitte sehr gut. Sie war Anfang 40, verdiente gut, war flexibel; nebenbei studierte sie Geschichte – ein Interessensgebiet, zu dem sie sich lange schon hingezogen fühlte. München war ihre beste Zeit, so Brigitte rückblickend im Interview.

ÜBERSIEDLUNG NACH WIEN

Nach Frankfurt, London und München zog es Brigitte nach Wien. In die Bundeshauptstadt war sie das erste Mal 1970 mit einer Klassenfahrt gekommen – bereits damals war sie von Wien begeistert und besuchte es in den folgenden Jahren regelmäßig. Was genau Brigitte zu diesem Schritt veranlasste, darauf ging sie im Interview nicht ein. Jedoch erzählte sie von der Erkenntnis, dass es einen Unterschied mache, ob man eine Stadt besuche oder in ihr leben und arbeiten wolle. Denn, obwohl Brigitte auch in Wien Erfolge verbuchte und schöne Zeiten verlebte: Mit der Übersiedlung nach Wien begannen sich die Probleme zu häufen, eine Abwärtsbewegung setzte ein. Da waren etwa die Schwierigkeiten am Wohnungsmarkt. Beim Einzug muss hierzulande, im Unterschied zu Deutschland oder Großbritannien, zumeist einige Monate doppelt Miete gezahlt werden. Von ihr als Freiberuflerin hätte ein Vermieter eine Zusatzkaution von sechs Monatsmieten verlangt, was für sie nicht in Frage kam. Das Glück einer schönen Altbauwohnung machten Musikstudent*innen als neu eingezogene Nachbarn zunichte, die ab fünf Uhr früh Klavier spielten. Dank einer Zufallsbekanntschaft in den öffentlichen Verkehrsmitteln fand sie zwar schließlich eine geräumige Wohnung, doch nach elf Jahren erhöhte die Vermieterin den Mietzins in für sie unerschwingliche Höhen. Abermals war ein Wohnungswechsel notwendig. Des Weiteren empfand Brigitte den Zugang zum Arbeitsmarkt für sie als Deutsche sehr schwierig: Es gebe starke Vorurteile gegenüber Deutschen in Wien, manche Firmen würden partout keine Deutschen einstellen. In den ersten Wiener Jahren erledigte Brigitte denn auch weiterhin viele Aufträge in München. Mit Kursen am Wifi Niederösterreich und Englischunterricht in Firmen hielt sie sich über Wasser. Zwei ihrer langfristigen Marktforschungskunden schieden aus dem Arbeitsleben aus, also musste sie neue Kunden suchen. In der Zwischenzeit veränderte sich das Berufsumfeld und es wurden einige größere Übersetzungsbüros gegründet, die als Vermittler von Übersetzungs- und Dolmetschleistungen agierten. Für ein Großunternehmen war das wunderbar, wirkte sich aber negativ auf die Preise aus. Zudem fanden durch die Verbreitung des Internets bald viele Interviews digital statt und kamen Computerübersetzungen in Mode, waren manche auch von noch so geringer Qualität. Das Geschäft wurde also immer schwieriger.

Über eine Bekannte fand Brigitte jedoch Zugang zu einem Verlag und konnte Sachbücher übersetzen. Bis circa 2004 liefen die Geschäfte gut, danach wurde es zunehmend kritisch. Dazu kam die Wirtschaftskrise 2008, die lang bestehende Kooperationen beendete. Ein Unternehmen hatte beispielsweise eine Firmenzeitung, die vierteljährlich herauskam und von Brigitte übersetzt wurde, eingestellt. Ohne ihr Zutun zerronnen die Aufträge.

KONKURS UND DELOGIERUNG

Als Freiberuflerin hat man ein unregelmäßiges Einkommen. Brigitte wurde zum Verhängnis, dass sich die Steuern nach dem durchschnittlichen Einkommen von drei Monaten berechnen, sie viel Geld für den Berechnungszeitraum aber erst erhielt, nachdem die Steuern fällig waren. Rücklagen, die diese Asynchronitäten abfedern hätten können, besaß sie nicht und musste also laufend ihr Konto überziehen, um die Steuern zu bezahlen. Ähnlich verhielt es sich mit den Sozialabgaben. Rasch hatte sie Schulden beim Finanzamt und der Sozialversicherung (allerdings keine bei der Wohnungsvermieterin und auch nicht privat). Die Folge war, dass Brigitte Konkurs anmelden musste – für sie als Freiberuflerin existentiell der Anfang vom Ende: keine Unterstützung von der Gewerkschaft, aber hohe Kosten für die Konkursverwalterin; ein langwieriger Prozess, der Schuldner*innen an den Pranger stellt, war doch im Internet zu lesen, dass ein Konkursverfahren gegen sie laufe. In dieser Zeit hatte Brigitte eine Anfrage von einem potenziellen Neukunden für die Übersetzung eines Buches. Doch sagte dieser kurz vor dem vereinbarten Besprechungstermin ab, die Zusammenarbeit mit einer Person in einem Konkursverfahren sei zu riskant, so die Begründung. Mit den für das Projekt veranschlagten 10.000 Euro hätte sie ihre finanzielle Situation stabilisieren können. Doch das Konkursverfahren drängte sie in den existentiellen Abgrund.

Schließlich geriet Brigitte auch mit der Miete in Verzug, und obwohl sie über Jahre regelmäßig bezahlt hatte, beantragte ihre Vermieterin – selbst Kind reicher Eltern und von Beruf Verwalterin ihres Vermögens – die Delogierung. Als im Februar 2018 das Konkursverfahren endlich abgeschlossen war, hatte Brigitte bereits den Delogierungsbescheid in der Tasche. Brigitte fühlte sich völlig am Ende, als würde ihr der Boden unter den Füßen weggezogen, sie wusste keinen Ausweg mehr. Ein Schnitt in die Pulsadern sollte ihr Leben beenden, doch der Suizidversuch misslang. An dem Tag, auf den die Delogierung angesetzt war, verließ sie die Wohnung und schloss die Tür hinter sich. Ihre Bekleidung hatte sie zuvor zum Sammelcontainer gebracht, den wenigen Schmuck in ihrem Besitz in ein Edelsteinmuseum ihrer Geburtsstadt geschickt. Es war März, es schneite, und Brigitte wusste nicht, wohin. Sie fuhr auf den Kahlenberg und wollte auf einer Bank erfrieren. Sie fuhr weiter nach Heiligenstadt, wo nach Einbruch der Dunkelheit die Polizei patrouilliert, anschließend zum Westbahnhof, in der Erwartung, dort übernachten zu können, der Bahnhof ist aber in den späten Nachtstunden gesperrt. Vierzig Jahre lang arbeitete sie, tat ihr Möglichstes – und scheiterte dennoch. An diesem Punkt beschloss Brigitte, gar nichts mehr zu tun, sondern darauf zu warten, was passiert.

LEBEN AUF DER STRASSE – NOTQUARTIER – BETREUTES WOHNEN

Nach einer Woche auf der Straße hatte sie kaum noch Geld. Ihr größtes Problem war das Schlafen, erholsam schlafen konnte sie nie. Auch die Versorgung mit Kleidung und Hygieneartikeln stellt für Obdachlose eine große Herausforderung dar. Zwar gibt es viele Stellen mit Essensausgabe in der Stadt, aber Bekleidung und Medikamente zu erstehen

und Möglichkeiten, seinen wenigen Besitz in Ordnung zu halten, seien große Mangelware. Brigitte lebte annähernd drei Monate am Westbahnhof, viele Stunden davon verbrachte sie in der städtischen Bücherei. Ein Betreuer der Caritas habe sie angesprochen und ihr Adressen mit Kontaktstellen hinterlassen, wo sie Hilfe hätte bekommen können – aber das hätte ihr eine Initiative abverlangt, die sie nicht aufbringen konnte.

Ihr Glück in dieser Zeit war der ebenfalls obdachlose Gerhard, der von seinem Bruder 200.000 Euro geerbt hatte. Er lebte bereits über zwei Jahre auf der Straße, er kannte die Szene und alle kannten ihn. Großzügig verteilte er sein Geld und lud Leute zum Essen ein. Gerhard war ein hilfsbereiter Mensch, nur sich selbst konnte er als Trinker nicht helfen. Ging es ihm gut, trank er nur Bier, ging es ihm schlecht, auch Wodka. Eines Tages verbrannte er sich die Hand, Brigitte brachte ihn daraufhin ins AKH. Sie selbst hatte durch das viele Sitzen Probleme mit den Unterschenkeln bekommen. Gerhard überredete sie, im AKH ihre Beine ansehen zu lassen. Dort wurde sie versorgt und behandelt. Vom Krankenhaus weg brachte man sie zur Caritas am Wiedner Gürtel. Die Person, die sie dort beriet, war genau, was Brigitte brauchte: Bodenständig, direkt, resolut, kein falsches Mitleid, klar strukturiert. Nach rund zwei Stunden wurde Brigitte ins Rupert-Mayer-Haus gebracht. Sie schämte sich dafür, dass die Caritas für das Taxi aufkam.

Nach rund zwei Monaten schlief sie nun das erste Mal wieder in einem Bett – ein seltsames Gefühl. Zehn Tage lang war Brigitte im Rupert-Mayer-Haus und konnte sich erholen. Sie hatte wieder das Gefühl, dass sie lebt und eine Perspektive hat. Das Gefühl der Gleichgültigkeit war weg. Nach knapp drei Wochen waren auch ihre Beine wieder in Ordnung, die Wunden geheilt, sie konnte wieder Schuhe tragen und rausgehen.

Über das Beratungszentrum Wohnungslosenhilfe versuchte sie eine Wohnung zu erhalten, doch der Prozess war zu bürokratisch, die Auskünfte waren widersprüchlich. So kam es, dass sie das Notquartier, in das sie im Mai 2018 gezogen war, erst im Jänner 2019 wieder verlassen konnte. Zwar fühlte sie sich dort wohl, hatte aber das Gefühl, ein Bett im Notquartier zu blockieren, während es andere Menschen dringender bräuchten, das belastete sie. Im Jänner 2019 kam sie in das Haus Miriam, ebenfalls von der Caritas betrieben, aber bereits fünf Tage später ins Wilhelminenspital – in dem sie schlussendlich zwei Monate blieb: Die Ärzt*innen diagnostizierten eine beginnende Lungenentzündung und einen übergangenen Herzinfarkt. Nach einer mehrwöchigen Rehabilitation im Spital kam Brigitte zurück ins Haus Miriam und wechselte bald darauf im Juni 2019 in das Haus Tivoligasse des Wiener Hilfswerks.

In ihrer Wohnung im Haus Tivoligasse hat sie eine Kochnische und ein eigenes Bad. Dass sie die Anwesenheit der Betreuer*innen so beruht, überrascht sie selbst, weil sie doch immer ein sehr eigenständiger Mensch war. Die Betreuer*innen sind nett, sie kommen an vier Tagen in der Woche vorbei und erkundigen sich nach dem Befinden. Zweimal wöchentlich versieht ein Allgemeinmediziner im Haus seinen Dienst. Von ihm bekommt Brigitte die Tabletten, die sie wegen des Herzinfarktes nehmen muss. Das Haus ist ruhig und gepflegt. Die Lage des Hauses ist gut, das ist ihr wichtig. Es gibt öffentliche Verkehrsanbindungen und Einkaufsmöglichkeiten. Ihren ursprünglichen Plan, sich um eine Wohnung in einem Sozialbau zu bemühen, legte sie vorerst beiseite. Hier im Haus ist nicht alles ideal, sie hätte gerne eine ordentliche Küche statt einer Kochnische, aber im Prinzip passt alles, deswegen wird sie vorläufig dort bleiben. Was ihr fehlt, ist eine Möglichkeit, sich nützlich zu machen, eine Arbeit. Brigitte liest viel, aber sie brauche etwas, das sie fordert.

SCHAM UND PSYCHISCHE SCHWIERIGKEITEN

Den Blick zurück würde sie gerne vermeiden, denn sich an ihr früheres Leben zu erinnern, tut weh. Dennoch muss sie täglich daran denken. Es könne sich niemand vorstellen, wie grundlegend sich ihr Dasein geändert habe, so Brigitte. Insbesondere die Delogierung war für sie dramatisch, sie empfindet noch immer große Scham darüber. So wundert es nicht, dass sie niemandem aus ihrem früheren Umfeld davon erzählte – und sie mit niemandem mehr aus ihrer Zeit vor der fundamentalen Wende Kontakt hat. Mit der Familie hatte sie rund um ihren Umzug nach Wien bereits gebrochen. Vermutlich seien ihre Eltern mittlerweile verstorben, sie wisse es aber nicht und es sei ihr auch nicht wichtig. Die Beziehung zu ihrem jüngeren Bruder war nie eng und löste sich ebenfalls mit der Übersiedlung nach Wien auf. Drei Menschen, die ihr nahestanden und gute Freund*innen waren, starben relativ kurz vor ihrer Delogierung. Alle anderen Bekannten von früher meidet sie, auch Orte, die eine Begegnung mit ihnen wahrscheinlich machen würden. Die Scham über diesen Absturz nach mehreren Jahrzehnten Berufstätigkeit sitzt tief. Delogierung sei das Eingeständnis von Scheitern, so Brigitte, die vierzig Jahre davor seien damit ausgelöscht. Nur einer in Frankreich lebenden Berufskollegin, die selbst schwer krebserkrank und nahe dem Tod war, habe sie von ihrer prekären Situation damals und ihren Selbstmordgedanken erzählt, zu allen anderen habe sie jeglichen Kontakt abgebrochen. Für die alten Beziehungen gebe es keine Basis mehr – für neue fehle ihr die Kraft. Nur einmal, als ein ehemaliger Kunde aus ihrer Heimatstadt sie polizeilich suchen ließ, da er sich Sorgen um Brigitte machte, nachdem er sie nicht mehr erreichen konnte, blitzte in ihr die Idee auf, abermals mit dem Übersetzen zu beginnen. Doch hielt dieser Energieschub nicht an.

Generell scheint Brigitte zumeist ein eher zurückgezogenes Leben geführt zu haben – von intimen Beziehungen wird wenig berichtet. Als Jugendliche war sie sehr vorsichtig im Kontakt mit Männern, sie wollte ihren Wunsch, das Saarland zu verlassen, nicht gefährden. Später habe sie wenig interessante Männer kennengelernt, die meisten entsprachen nicht ihren Erwartungen, waren zudem meist um ein Jahrzehnt älter. Eher habe sie nette Frauen über Kontaktinserate kennengelernt. Als Jugendliche, noch als Studierende stellte sie sich ihre Zukunft in einer Ehe mit drei Kindern vor. Heute denke sie, dass sie dazu nicht die Kraft gehabt hätte, vor allem hatte sie immer Sorge, sie könnte als Mutter ihrer Mutter ähnlich sein. Mittlerweile könne sie sich auf neue Menschen nicht mehr einlassen. Dies fand sie früher schon schwierig und scheint ihr jetzt außer Reichweite.

Zudem sei sie gerne alleine und komme gut mit sich alleine zurecht. Dennoch wird im Interview deutlich, dass der extreme Bruch in ihrem Leben Brigitte psychisch noch stark zusetzt. Diese Last des Scheiterns nehme sie auch bei vielen anderen Menschen wahr, die sie seit März 2018 auf der Straße oder in den Wohnhäusern der sozialen Hilfseinrichtungen kennengelernt habe. Viele würden sich so wie sie stark zurückziehen, sämtliche nicht notwendigen Kontakte vermeiden und wären ihrer Ansicht nach in einer psychiatrischen Klinik besser aufgehoben.

Mit der Frage, worauf sie in ihrem Leben stolz sei, tut sich Brigitte schwer. Denn mit der Delogierung kam das Gefühl, sie sei mit allem gescheitert. Ein damit verbundenes einschneidendes Ereignis war der Verlust ihrer Bücher. Bücher waren für sie immer sehr wichtig, sie hat viel gelesen – und später ja auch mehrere Bücher übersetzt. Darauf sei sie zumindest früher stolz gewesen: 2017 präsentierte ein Verlag die von ihr übersetzten Bücher gesammelt im Internet und schrieb groß ihren Namen darüber. Aber das sei alles vorbei, alles kaputt.

Vermutlich hätte ein berufliches oder privates tragfähiges Beziehungsnetzwerk den ökonomischen und sozialen Absturz von Brigitte verhindern können. Auf sich allein gestellt bewahren auch vierzig ökonomisch erfolgreiche Jahre nicht davor, dass sich eine Krise in nachhaltige Armut und Isolation auswächst und ein Zurück ins frühere Leben ausgeschlossen erscheint.

„In Wien müsste man nicht auf der Straße schlafen.“

Säuglingsheim Semmelweis-Klinik, Pflegefamilie im Burgenland, Kinderheim Biedermannsdorf, beim Vater in Wien, auf der Straße, Kinderübernahmestelle, wieder Biedermannsdorf, zur Mutter nach Wien – das sind die Stationen von Luisa bis zu ihrem zwölften Lebensjahr. Wer so aufwächst, startet mit einer großen Hypothek ins Jugend- und Erwachsenenleben. Trotz dieser Startbedingungen hat sie sich nie aufgegeben.

DIE ERSTEN ZWÖLF LEBENSJAHRE

Die Mutter war verheiratet und hatte bereits eine Tochter mit ihrem Ehemann, als Luisa 1970 in Wien zur Welt kam. Die ältere Schwester lebte die meiste Zeit bei den Großeltern, sie war daher in Luisas Kindheit wenig präsent. Denn Luisa wurde bereits ein Monat nach ihrer Geburt aus der Familie gerissen: Ihre Mutter sagte, sie gehe ins Kino – und kam nicht mehr zurück. Niemand wusste zu diesem Zeitpunkt, wo sie war, erst viel später erfuhr Luisa, dass sie nach Italien Reißaus genommen hatte. Vorher hatte die Mutter den Säugling noch in die Obhut ihrer eigenen ehemaligen Pflegemutter gegeben, die allerdings schon alt und dement und mit der Situation überfordert war. Die Polizei und in weiterer Folge das Jugendamt wurden eingeschaltet. Der Vater bestritt die Vaterschaft, auch später vor Gericht, und weigerte sich sogar, dem Säugling einen Namen zu geben. Luisa kam in das Landes-Zentralkinderheim auf dem Areal der Semmelweis-Klinik, wo sie ihre ersten drei Lebensjahre verbrachte. Laut Akten war sie ein liebes, glückliches und sehr anhängliches Kleinkind.

Dann kam Luisa zu Pflegeeltern ins Burgenland. Damit hatte das bisschen Glück der frühen Kindheit ein Ende. Es war damals durchwegs keine Seltenheit, dass Bauern Kinder über das Jugendamt in Pflege nahmen, oft aber weniger zum Wohl der Kinder als vielmehr, um Pflegegeld und billige Arbeitskräfte zu bekommen. Drei bis vier Pflegekinder waren gleichzeitig auf dem Bauernhof, zwischen ein und 21 Jahren alt. Die Pflegemutter behandelte die eigenen Kinder gut, war aber zu den Pflegekindern überaus streng. Luisa fühlte sich ausgebeutet, wurde psychisch krank und begann, ins Bett zu nässen. Mit sechs Jahren steckte die Pflegemutter sie in ein Heim, weil sie weniger einbrachte als kostete, so Luisa.

Ihre nächste Station war das von Nonnen geführte Kinderheim in Biedermannsdorf, für Luisa eine schlimme Zeit. Die Kinder mussten in der Landwirtschaft, im Obstbau und im Gemüsegarten arbeiten. Sie waren abgeschnitten von der restlichen Welt und den autoritären und sadistischen Nonnen ausgeliefert. Körperliche Gewalt als Mittel der Disziplinierung und Bestrafung war alltäglich: Schläge auf die ausgestreckten Finger, Schläge mit den Schlüsseln, Schläge wegen jeder Kleinigkeit. Bei den Bestrafungen bedienten sich die Nonnen auch einzelner Führerfiguren unter den Kindern, die bevorzugt

behandelt wurden, wenn sie andere Kinder verrieten. Die Prügel setzte es dann im Musikzimmer. Nach 15 Uhr durften die Kinder kein Wasser mehr trinken, damit sie nachts nicht auf die Toilette mussten. Bei großer Hitze eine Qual, sodass manche gar aus der Kloschüssel tranken, um den Durst zu stillen. Sexuelle Misshandlungen durch die Nonnen beim gemeinsamen Duschen waren ebenfalls an der Tagesordnung. Es gab nur zwei bis drei Duschen, nackt mussten die Kinder davor anstehen. Wenn die diensthabende Nonne jemanden nicht mochte, kam es rasch beim Abtrocknen zu sexuellen Übergriffen durch sie, vor den Augen aller anderen – für viele Kinder ein demütigendes Ritual, das sich auch bei Luisa tief in ihr Körpergedächtnis eingepägt hat. Sie war als Bettnässerin speziellen Erniedrigungen ausgesetzt: Das nasse Leintuch wurde ihr über den Kopf gelegt und sie musste so lange im Freien stehen, bis es wieder trocken war – auch im Winter.

So war Luisa froh, als ihr Vater sie aus Biedermannsdorf rausholte. Er hatte sie auf einem Zeitungsfoto als Heimkind gesehen, sie dann als seine Tochter anerkannt, aber gleichzeitig verweigert, Alimente zu bezahlen, was ihm eine Gefängnisstrafe einbrachte. Luisa war neun, als er sie zu sich nahm. Er wohnte mit Frau und Kindern im Einfamilienhaus mit Garten und Pool, was nach außen hin eine gutbürgerliche Fassade abgab. Die Familie aber litt unter dem brutalen Schläger, der ihr Vater war, und empfand es als Erholung, als er im Gefängnis einsaß. Nach einem halben Jahr lief Luisa von diesen Zuständen weg. Auf einem Spielplatz am Praterstern fand sie nicht nur Spielgefährt*innen, sondern auch eine Spiellokomotive, die ihre erste Unterkunft wurde. Sie beschloss, alleine zu leben und sich selbst zu erziehen. Als der Herbst kam, schlich sie sich in ein Wohnhaus ein, schlief vor dem Eingang zum Dachboden, stahl dort Wäsche für sich und im Lebensmittelgeschäft Essen. Nach einem Monat wurde sie von der Polizei aufgegriffen. Diese hatte zuvor Haus und Garten von Luisas Vater durchsucht, denn nicht er hatte eine Vermisstenanzeige aufgegeben, sondern die Schule. Er stand daher im Verdacht, für das Verschwinden seiner Tochter verantwortlich zu sein und sie eventuell ermordet zu haben. Von der Kinderübernahmestelle, die Luisa auch nur in schrecklicher Erinnerung hat, wurde sie abermals ins Heim nach Biedermannsdorf geschickt – das dort bereits erlittene Elend nahm seine Fortsetzung. Zwar wurde Luisa von einem Ärzteehepaar zu Weihnachten immer beschenkt, sie wollten das Kind auch adoptieren, doch Luisas Vater erteilte seine Einwilligung nicht.

Mit zwölf Jahren erfuhr Luisa, dass ihre Mutter aus Italien zurückgekommen war. Mit ihrer besten Freundin lief sie aus dem Heim weg und ging zu Fuß nach Wien. Abermals wurde sie von der Polizei gesucht, doch diesmal auch von der Mutter, die sie zu sich holte. Dort ging es ihr gut, die Mutter war sehr liebevoll und bemühte sich, die Vergangenheit wieder gut zu machen. Allerdings waren sie und der Stiefvater schwere Alkoholiker. In der Schule tat sich Luisa nach dem mäßigen Interesse am Unterricht in Biedermannsdorf, ausgenommen Sport, schwer. Ihr Berufswunsch Radio- und Fernsehtechnikerin blieb ihr verwehrt, weil die Betriebe keine weiblichen Lehrlinge aufnehmen wollten. Also begann sie in einer kleinen Greißlerei eine Lehre im Lebensmittelverkauf. Sie durfte das Lehrlingsgeld behalten und musste daheim nichts abgeben, aber zumeist kaufte sie ihrer Mutter kleine Geschenke. In Luisas zweitem Lehrjahr wurde ihre Mutter nochmals schwanger und brachte einen Jungen zur Welt. Um den kleinen Bruder kümmerte sich Luisa hingebungsvoll, insbesondere wenn die Eltern oft tagelang auf Safttour waren und auch nachts nicht nach Hause kamen. Auf die Dauer war diese Verantwortung Luisa zu viel und sie redete mit ihrer Mutter darüber. Dabei kam es zu einem großen Streit mit dem Stiefvater, und sie nahm abermals Reißaus.

LEBEN MIT DEN PUNKS

Luisa war mittlerweile 17 Jahre alt und wieder auf der Straße und auf sich allein gestellt. Sie traute sich nicht mehr zu stehlen, also schnorrte sie um Essen und Geld. Dabei waren unerwünschte sexuelle Avancen durch diverse Männer alltäglich – irgendwann wurde es ihr zu viel und sie schlug einen dieser Männer. Dann lernte sie eine Gruppe von Punks kennen. Diese nahmen sie auf, alle kümmerten sich umeinander. In der ersten Woche meldete sich Luisa bei ihrer Lehrstelle krank, um ihren Alltag organisieren zu können, dann ging sie wieder arbeiten. Das war bei einem Leben auf der Straße schwierig, weil sie im Geschäft gepflegt und sauber sein musste. Also ging sie regelmäßig ins Amalienbad duschen. Fast ein Jahr lang hielt sie das durch. Im Winter ging die Gruppe in die besetzten Häuser, im Sommer schliefen alle draußen. Dann wurde Luisas Chef krank und sie verlor die Lehrstelle. Sie hatte nur noch ein Ausbildungsjahr offen, aber mit dem Aussehen eines Punks war es schwierig, einen neuen Platz zu finden. Dennoch: Sie bewarb sich bei einer großen österreichischen Lebensmittelkette – und nachdem sie die schriftliche und mündliche Prüfung erfolgreich absolviert hatte, wurde sie prompt genommen. Der Firma war die Ausbildung der Verkäufer*innen wichtig. Luisa erhielt ein Zimmer im Lehrlingsheim und durfte auch nach der Lehre weiter wohnen bleiben. Sie hörte aber nach dem erworbenen Abschluss bald auf, dort zu arbeiten. Sie suchte sich eine neue Arbeitsstelle, konnte eine Firmenwohnung beziehen und mietete später eine eigene Wohnung.

ALLEINERZIEHERIN VON ZWEI TÖCHTERN

Privat versuchte Luisa immer wieder, Beziehungen zu Männern einzugehen. Doch als ehemaliges Heimkind tat sie sich da schwer bzw. war der Umgang mit ihr herausfordernd. Mit zwanzig bekam sie ihre erste Tochter, deren Vater jedoch bald verstarb. Zwei Jahre später schenkte sie einer weiteren Tochter das Leben. Ab nun begann sie, Verantwortung zu übernehmen, so Luisa, versuchte normale Beziehungen mit Männern zu führen, arbeitete viel, wollte den Kindern auch als Alleinerzieherin alles bieten. Schließlich heiratete sie. Beruflich ging Luisa weg vom Verkauf und in den IT Bereich, dann wechselte sie zur Kundenbetreuung. Sie wurde von einem großen Verkehrsdienstleister übernommen, hatte ein tolles Team, die Arbeit machte ihr Spaß. Allerdings wurde es immer schwieriger, Kinder und Arbeit zu vereinbaren, und die Ehe ging in die Brüche.

ERSTER ABSTURZ

Mitte der 2000er Jahre verletzte sich Luisa am Rücken und musste zweimal operiert werden. Sie erzählte ihrem Chef davon, mit dem sie befreundet war. Er aber kündigte sie daraufhin. Luisa bekam eine Verplattung in den Rücken und musste ein Jahr lang in den Krankenstand. Sie versuchte, wieder Arbeit zu finden, doch aufgrund ihrer Verletzung nahm sie niemand. So musste sie Notstandhilfe beantragen. Ihr Ex-Mann wohnte noch bei ihr, beteiligte sich aber nicht an den Lebenskosten. Schließlich wurde Luisa delogiert. Da die jüngere Tochter noch schulpflichtig war, wurde Luisa vom Jugendamt vorgeladen, das sie zum Sozialamt weiterschickte. Diese Erfahrung war ein „Kulturschock“. Doch immerhin kam das Sozialamt für die bei der Delogierung entstandenen Kosten von mehreren tausend Euro auf. Luisa fand eine neue Wohnung, die allerdings viel kleiner war als die vorhergehende. Ihre ältere Tochter drehte daraufhin durch, attackierte ihre Mutter körperlich und stahl ihr Geld. Luisa warf sie aus ihrer Wohnung und brach den Kontakt zu ihr ab – sie solle erst wiederkommen, wenn sie wieder normal geworden sei. Seitdem ist Funkstille zwischen Mutter und Tochter.

WEG IN MEHRJÄHRIGE OBDACHLOSIGKEIT

Eher zufällig fand sie einen geringfügigen Job als Telefonistin bei einer Werbeagentur, die sich als Escortservice herausstellte. Fünf Jahre konnte sich Luisa so über Wasser halten. Auch privat ging es wieder aufwärts, eine Fernbeziehung mit einem Mann lief so gut, dass sie zu ihm nach Linz ziehen wollte, sie kündigte Job und Wohnung. Da rief Luisas Mutter an, sie habe Lungenkrebs im Endstadium. Luisa fühlte sich verpflichtet, ihre Mutter zu unterstützen und in Wien zu bleiben, gemeinsam mit ihrer jüngeren Tochter übernahm sie die Betreuung, bis die Mutter verstarb.

Nach dieser schwierigen Zeit wollte Luisas Tochter allein wohnen; sie war 22 Jahre alt und frisch verliebt. Luisa fühlte sich komplett alleingelassen und stürzte in eine tiefe Krise. Abermals verlor sie ihre Wohnung, erzählte es aus Scham aber kaum jemandem. Als ein Freund sie zum Wohnen in sein Haus nach Niederösterreich einlud, gab sie ihren Freund*innen gegenüber vor, sie lebe dort in einer Wohngemeinschaft. Manchmal zog sie ein paar Tage zu ihrer Schwester, dann weiter zur jüngeren Tochter. Ihre ganzen Habseligkeiten trug sie in einem Rucksack mit sich, der im Laufe der Zeit immer schwerer wurde; später kam noch ein Hund dazu. Wenn sie im Haus in Niederösterreich nicht willkommen war, fuhr sie mit dem Bus nach Wien und ging den ganzen Tag spazieren. Geld für einen Restaurantbesuch hatte sie nicht, also kaufte sie sich billiges Essen im Supermarkt. Ab und zu schlief sie ein paar Stunden im Park. Die Tageszentren für wohnungslose Menschen kannte sie damals noch nicht. Die Notschlafstellen waren ihr zu eng und erinnerten sie zu sehr an ihre Heimzeit, dort hielt sie es nicht aus. Schließlich fand sie eine Unterkunft bei einem Freund. Mit ihm rutschte sie in eine Beziehung. Dass sie diese nicht wollte, realisierte sie erst, als er ihr einen Heiratsantrag machte. In ihrer Überraschung sagte sie ja, trennte sich aber bald darauf von ihm, denn sie waren immer öfter in Streit geraten. Er hielt ihr ihre Erkrankung vor – aufgrund ihrer Rückenverletzung musste sie starke Medikamente nehmen und war nur eingeschränkt mobil –, sie wollte, dass er seine früheren Beziehungen aufarbeite. Als die Situation unerträglich wurde, zog Luisa zu ihrer Schwester. In dieser Zeit ging es ihr psychisch sehr schlecht, so schlecht, dass sie ernsthaft überlegte, sich mit Schlaftabletten das Leben zu nehmen. Doch dann musste sie an ein zufällig gelesenes Interview der Tochter von Robin Williams denken, die sich schwere Vorwürfe wegen des Suizids ihres Vaters gemacht hatte. Da bekam Luisa Angst, dass ihre Tochter ihr in den Tod folgen würde, und beschloss weiterzuleben.

Nach der Trennung von ihrem Freund zog Luisa ins neunerhaus. Von dieser Einrichtung hatte sie durch Zufall erfahren, und zwar bei einer Bezirksversammlung, bei der sie nach einer Wohnung fragte und deswegen ihre Telefonnummer hinterließ. Kurz darauf meldete sich jemand vom Beratungszentrum Wohnungslosenhilfe und sie wurde dem neunerhaus zugewiesen. Damit hatte sie großes Glück, nach langer Zeit wohnte sie endlich wieder in einer eigenen Wohnung. Die war recht klein, aber allein zu wohnen empfand Luisa als wunderbar. Doch dauerte es, bis sie sich an einen strukturierten Alltag mit Kochen und allem Drumherum gewöhnen konnte – nach vier Jahren auf der Straße. Irgendwie hatte sie immer das Gefühl, am falschen Ort zu sein, dort nicht hinzugehören. Sie konnte nur schwer zur Ruhe kommen. Dennoch war sie froh, ganze zwei Jahre im neunerhaus wohnen zu können. 2019 bezog sie eine Wohnung Nähe Schwedenplatz.

PSYCHISCHE STABILISIERUNG

Für die psychische Stabilisierung war wesentlich, dass sich Luisa ihrer Vergangenheit stellte. Begonnen hat sie damit, als der Wiener Heimskandal durch die Medien ging. Sie bekam Panikattacken, sperrte sich ein, konnte aber mit niemandem darüber reden. Eine Zeitlang nahm sie am Forum für Heimkinder teil, bis sie schließlich eine Traumatherapie begann. Die half ihr über die schlimmste Zeit hinweg. Aber als eine ihr zugewiesene Übergangswohnung eine Atmosphäre ausstrahlte, die sie stark an das Heim in Biedermannsdorf erinnerte, kamen alte Traumata wieder hoch. Auch da holte sich Luisa psychologische Unterstützung. Doch die Zeit im Heim hängt ihr weiterhin nach, sie muss mit Flashbacks und Ängsten leben, sie hat viele Macken und Ticks entwickelt, mit denen sie zurande kommen muss. Ein privates Gespräch mit Kardinal Schönborn hat sie jedoch mit der katholischen Kirche versöhnt. Ein Besuch im Alterssitz des Ordens, der für Biedermannsdorf zuständig war, brachte aber nicht den ersehnten Frieden mit der gewaltvollen Zeit im Heim. In einem Gespräch mit einer ehemaligen Lehrerin wies diese jegliche Verantwortung für den Heimaltag zurück.

Wesentlich für Luisas Selbstbewusstsein sind auch die Erfahrungen, die sie als Führerin bei *Supertramps* macht. Zu dieser Initiative kam sie über ihre Schwester, die ebenfalls dort engagiert ist und bei der sie seither eine große Änderung beobachtet: Früher empfand diese sich immer als Opfer, plötzlich getraute sie sich zu widersprechen. Luisa ging hin und wurde gleich eingeladen mitzumachen. Bei *Supertramps* bieten obdachlose Menschen Stadtführungen an. Dabei werden Orte in Wien aufgesucht, die interessierten Menschen die Lebensbedingungen von Obdachlosen näherbringen. Die Initiative dazu ging von einer Privatstiftung aus. Der Verein *Supertramps* unterstützt damit Obdachlose, Verantwortung zu übernehmen, Pünktlichkeit und Strukturen (wieder) zu lernen. Luisa versucht mit ihrer Erzählung obdachlose Frauen sichtbarer zu machen. Dem Publikum sollen die Führungen helfen, Vorurteile gegenüber Wohnungslosen abzubauen.

Aktuell lebt Luisa wieder in einer Beziehung. Es ist derselbe Mann, den sie nach seinem Heiratsantrag verlassen hat. Zwischenzeitlich hatten sie es wieder miteinander versucht, doch seine negativen Äußerungen zum Wohnheim, in dem sie damals lebte, störten sie zu sehr. Danach kam für ihn der Absturz – und erst da merkte er, wie schnell so etwas vor sich gehen kann. Jetzt ist die Beziehung wieder besser, wenngleich die Corona-Maßnahmen eine Herausforderung darstellen, auch in finanzieller Hinsicht. Dennoch: Luisa und ihr Freund wollen zusammenbleiben und hegen Heiratspläne.

VERBESSERUNGSVORSCHLÄGE FÜR WOHNUNGSLOSE

Gefragt nach Verbesserungsvorschlägen wünscht sich Luisa mehr Wohnhäuser, die ausschließlich für Frauen zugänglich sind. Dasselbe gilt für die Tageszentren. Diese stehen zumeist beiden Geschlechtern offen, was in der Realität 90 Prozent Männer und nur zehn Prozent Frauen als Besucher*innen bedeutet – das ist für viele Frauen unangenehm. In einem Frauen-Tageszentrum können sie offener über ihre Lebensrealitäten sprechen, sie fühlen sich geschützt, weil sie unter ihresgleichen sind. Weil Partner und Freunde sie nicht in Fraueneinrichtungen begleiten dürfen, lernen die Frauen auch, nein zu sagen und Grenzen zu setzen, was gerade für psychisch belastete Frauen oft sehr schwierig ist. Diese Einrichtungen gehörten daher ausgebaut – und Informationen darüber verbreitet.

Generell verortet Luisa ein Defizit bezüglich der Bekanntheit von Einrichtungen für Obdachlose bei den Betroffenen selbst. In Wien müsste niemand auf der Straße leben, so Luisa. Aber vielfach wissen die Leute nichts von den zahlreichen Angeboten. Das gilt gerade auch für Jugendliche, für die es spezifische Wohnangebote gibt, über die viel mehr informiert werden müsste, nicht nur über die Jugendzentren, sondern auch über Aushänge auf der Straße. Die *Supertramps*-Touren unterstützen bereits das Bekannt-Machen der Angebote der Wohnungslosenhilfe, aber auch in Kirchen oder in Schulen sollten Flyer aufgelegt werden, eventuell könnte sogar Werbung im Fernsehen gemacht werden.

Luisa ist ihr Engagement für die Belange der von Wohnungslosigkeit Betroffenen sehr wichtig. Für sich selbst ist sie froh, diese Zeit hinter sich zu haben. Sie ist stolz darauf, soweit wieder im Leben zu stehen, dass sie anderen Menschen helfen kann. Jetzt möchte sie noch den Führerschein machen, dann ist sie wunschlos glücklich.

Luisa ist ein Pseudonym.

Hätte sie ihre Familie noch, wäre ihr das nicht passiert

Die heute 47-jährige Ella Maria verbrachte den Großteil ihres Lebens im Karl-Marx-Hof, Wiens berühmtesten Gemeindebau. In der Wohnung, in der sie aufwuchs, lebte ihre Familie seit 1927. Onkel und Tante wohnten mit ihrer Familie ebenfalls dort, zu ihnen hatte Ella Maria, wie auch zu ihren Eltern, ein sehr gutes Verhältnis. Während die Eltern ihren Berufen nachgingen – der Vater war Lagerangestellter, die Mutter im Büro und im Verkauf tätig –, kümmerten sich Onkel und Tante um sie. Eine Freundin im Haus war ihr vom Kleinkindalter an wie eine Schwester, sodass sie sich als Einzelkind nie nach weiteren Geschwistern sehnte. Nach Volks- und Hauptschule besuchte Ella Maria die Handelsschule und arbeitete dann in unterschiedlichen Büros, was ihr aber nicht gefiel. Später arbeitete sie in einer Trafik, da kam sie mit vielen Menschen in Kontakt, das machte ihr deutlich mehr Spaß. Zudem verdiente sie mehr als im Büro.

Nur wenige Jahre wohnte Ella Maria nicht im Karl-Marx-Hof: Als junge Frau hat sie eine Zeit lang mit ihrem Verlobten zusammengelebt, den sie schlussendlich wegen dessen zunehmenden Alkoholproblemen nicht geheiratet hat. Mit ihm eine Familie gründen, konnte sie sich nicht mehr vorstellen.

NAHTOD-ERFAHRUNG UND SCHUTZENDEL

Mit 24 Jahren hatte Ella Maria einen schweren Autounfall – ihr Leben hing an einem seidenen Faden. Ihre Freundin saß am Steuer, als ein Reifen platzte. Ella Marias Gurt funktionierte nicht, sodass sie aus dem Auto geschleudert wurde. Sie prallte gegen einen Baum – Atemstillstand. Weißes Licht umgab sie und sie sah ihren Schutzengel, so Ella Maria. Sie wurde ins Spital geflogen und sofort operiert. Mehrere Brüche zwangen sie zu dreieinhalb Monaten Aufenthalt im AKH. Sie bekam einen fünf Kilogramm schweren Fixateur im Becken eingebaut. Lange Zeit war sie an den Rollstuhl gefesselt, sie musste wieder sitzen und gehen lernen. Die vielen Schmerzmittel, die sie im Krankenhaus bekam, machten sie eine Zeitlang süchtig, bis ein Arzt dies bemerkte und die Dosen reduzierte. Die Verhandlungen um Schmerzensgeld waren zäh und fordernd, aber schließlich wurde Ella Maria welches zugesprochen. Nach dem Unfall war klar, dass sie nicht mehr gebären wird können – das war hart, insbesondere als ihre Freundinnen rundum Kinder bekamen.

In der Zeit nach dem Unfall vertiefte sich ihre Beziehung zu den Eltern, insbesondere zur Mutter, die sie nach den Monaten im Krankenhaus bei sich aufnahm und pflegte. Auch zu ihren Freundinnen wurde die Beziehung intensiver, Ella Maria selbst kann seitdem das Leben mehr genießen. Enttäuscht hat sie allerdings jene Freundin, die das Unfallauto gelenkt hatte, denn sie kam kein einziges Mal auf Besuch. Als religiös würde sich Ella Maria nicht bezeichnen, aber sie glaubt seit der Nahtod-Erfahrung an Schutzengel.

DIE FAMILIE WAR IHR GROSSER HALT

Schon vor dem Unfall, ihre ganze Kindheit und Jugend hindurch, war die Familie ein wichtiger Halt und Rückzugsort für Ella Maria. Etwa der Großvater, der blind aus dem Krieg zurückgekehrt war; er hat viel auf sie aufgepasst, als sie klein war, sie haben sich gut verstanden. Als sie elf Jahre alt war, verstarb er, Ella Maria reagierte darauf mit Migräneattacken. Auch die Oma liebte sie sehr. Tante und Onkel, bei denen sie mit aufgewachsen war, hatten auch in Ella Marias späterem Erwachsenenleben große Bedeutung, vor allem in den Jahren nach der Jahrtausendwende, als die Todesfälle in der Familie sich aneinanderreiheten. Als erstes starb 2005 ihre Tante. Ella Marias Familie hat die schwerkranke Frau bis zu deren Tod mitgepflegt, eine prägende Erfahrung vor allem für Mutter und Tochter. Fünf Jahre später starb Ella Marias Mutter. Den Schock versuchte die Tochter mit psychologischer Unterstützung zu verarbeiten. Nicht so ihr Vater, der sich zurückzog, zu trinken begann und innerhalb weniger Monate zum Alkoholiker wurde. Ella Maria hatte Angst, er würde auch umgehend sterben, so rasch setzte der Verfall bei ihm ein. Er musste oft ins Spital, bekam epileptische Anfälle aufgrund des ungewohnt hohen Alkoholkonsums, war zu nichts mehr fähig. Schließlich starb er an einem Schlaganfall. In dieser Zeit des Verlusts der Eltern, insbesondere nach dem Tod der Mutter, war Ella Marias Onkel der Fels in der Brandung und große emotionale Stütze. Doch schließlich wurde auch er krank. Ella Maria holte ihn zu sich in die Wohnung und pflegte ihn in seinen letzten beiden Lebensjahren. Sie hatte große Angst, ihn zu verlieren, und fühlte sich nach seinem Tod schrecklich alleine.

VOM KARL-MARX-HOF INS WOHNUNGSLOSENHEIM

Mit dem Tod ihrer engsten Verwandten kam der Absturz. Ella Maria ließ sich gehen, es wurde ihr alles egal. Sie räumte die Wohnung nicht mehr auf, verlor ihre Arbeit, hatte plötzlich 5.000 Euro Schulden und konnte die Miete nicht mehr zahlen. Diese hatte zuvor der Vater beglichen, jetzt wurden ihr Arbeitslosengeld bzw. ihre Notstandshilfe empfindlich knapp. Es dauerte nicht lange und ein Räumungsbescheid wurde ihr zugestellt. Am Tag vor der Räumung zog Ella Maria in die in einem Nebenhof des Karl-Marx-Hofes liegende Wohnung ihres Onkels, doch dort konnte sie auch nicht bleiben, der Strom war bereits abgemeldet. Vorübergehend fand sie bei einer Freundin Unterschlupf, bei einer anderen konnte sie einige Sachen in deren Keller unterstellen – die ihr dann gestohlen wurden. Sie hatte Sorge, vollkommen mittellos auf der Straße zu landen. Über den Hinweis eines Sozialarbeiters sprach sie bei der Wohnungslosenhilfe in der Lederergasse vor. So bekam sie einen Platz im Obdachlosenheim in der Gänsbachergasse. An die dort verbrachten Monate hat Ella Maria fast nur schlechte Erinnerungen. Sie war geschockt von den vielen Alkohol- und Drogenkranken. Ihr wurde ein 6m²-Zimmer zugewiesen, es gab Gemeinschaftsduschen und Külschränke mit Schließfächern. Die erste Nacht gleich flüchtete sie zu einer Freundin. Bei einer andere passte sie auf deren Kinder auf und konnte dann dort auch übernachten, einmal in der Woche musste sie aber ins Heim, um den Platz nicht zu verlieren. Dass die wenigen dort

lebenden Frauen von den zahlreichen männlichen Mitbewohnern quasi als „Freiwild“ angesehen wurden, ängstigte Ella Maria, wie auch die vielen Polizei- und Rettungseinsätze vor Ort. Alle zwei Tage wurde an die Tür geklopft, um zu überprüfen, ob man noch lebte, erinnert sie sich. Obwohl sie mit der Zeit Freundinnen fand und sie gemeinsam kochten und sich gegenseitig unterstützten, wollte sie von dort weg.

In der Notschlafstelle im Haus Miriam wurde ein Platz in einem Doppeltzimmer frei. Allerdings war ihre Mitbewohnerin eine trans Frau. Ella Maria fühlte sich unwohl, weil sie aus ihrer Sicht mit einem Mann zusammenleben musste. Auch sonst gab es Reibereien, sodass sie froh war, nach sechs Wochen in der Notschlafstelle ein fixes Zimmer zu erhalten. Die erste Mitbewohnerin war sehr gläubig, sang und betete viel. Mit der nächsten Zimmerkollegin wurde Ella Maria beste Freundin, bis diese eine Unterkunft fand, in der sie mit ihren fünf Kindern zusammenleben konnte.

CORONA TRIFFT SIE HART

Vor der Covid-19-Pandemie verbrachte Ella Maria viel Zeit außer Haus, sodass ihr manche Eigenheiten der Mitbewohnerinnen gar nicht auffielen. Als die Kontakte draußen so stark reduziert werden mussten, wurde das Zusammenleben zum Teil konfliktreicher. Insbesondere die Zeit der Lockdowns war hart für sie. Ihre Freundin, mit der sie als Kind schon alle Freuden und alles Leid geteilt hatte, ist schwere Asthmatikerin und hat große Angst vor einer Covid-Infektion. Daher brach sie von einem Tag auf den anderen den Kontakt ab – was auch die Beziehung zu deren Tochter betraf, die Ella Marias Patenkind ist und um die sie sich in allen Lebensphasen sehr gekümmert hatte. Die Freundin, deren Vater und das Patenkind waren ihr lange Zeit auch Familienersatz – und dann das plötzliche Aus. Das hat sie schwer getroffen. Auch jetzt, nach der Lockerung der Einschränkungen, meldet sich die Freundin nur selten.

Freundschaften waren auch rund um die Zeit, als Ella Maria wohnungslos wurde, eine komplizierte Sache. Von der Schulzeit her hatte sich eine enge Dreier-Freundschaft gehalten, doch Ella Maria wagte nicht, von ihrer Notlage zu erzählen. Die eine Freundin empfand dies als Vertrauensbruch, als sie davon erfuhr, die andere brach in Tränen aus. Auch die anderen Freundinnen reagierten recht unterschiedlich. Einige meldeten sich gar nicht mehr, andere verspätet, ein paar hat sie verloren. Eine Freundin, die sie zufällig traf, schaute zu Boden, eine andere redete schlecht über sie; beides sehr verletzende Erfahrungen. Für Ella Maria war es auch schwierig, nach ihrem Absturz Freund*innen von früher zu treffen, es war ihr peinlich. So kam es für sie auch nie in Frage, diese um Geld zu bitten, da sie befürchtete, dass dies alle Beziehungen kappen würde. Viele Freund*innen waren enttäuscht, dass sie sich ihnen nicht anvertraut hatte, andere waren von ihrem eigenen Wegschauen betroffen und davon, dass sie Ella Marias schwierige Lage nicht bemerkt hatten. Insgesamt ist der Freund*innenkreis kleiner geworden und tut sich Ella Maria mit den neuen Freundinnen leichter: Sie wissen, wie es sich anfühlt, wohnungslos zu sein, weil sie selbst diese Erfahrung gemacht haben – eine Erfahrung, die prägend wirkt und die Perspektive auf die Welt stark verändert.

SCHULDGEFÜHLE

Viele Jahre hatte Ella Maria Schuldgefühle gegenüber ihrer Familie, noch immer holen diese sie manchmal ein. Denn die Wohnung im Karl-Marx-Hof, die sie verloren hat, war fast ein Jahrhundert im Besitz der Familie. Ihr Onkel sagte immer, das Wichtigste sei ein Dach über dem Kopf. Sie

aber kümmerte sich zu wenig darum. Die damalige Wohnung hatte einen Balkon mit Blumen, lag hofseitig und war daher ruhig. Heute wird sie jeden Tag vom Martinshorn der Rettung geweckt, die jemanden ins Spital gegenüber einliefert. Eine Zeitlang konnte sie nicht ans Grab ihrer Familie gehen, so ein schlechtes Gewissen hatte sie wegen des Wohnungsverlusts, inzwischen glaubt sie, dass die Familie ihr verzeihen hat.

Wohnen bleibt das zentrale Thema für Ella Maria. Im Haus Miriam hat sie sich einen guten Ruf als verlässlich und mitfühlend erworben. Eine Zeit lang war sie Portierin, danach Hausvertrauensfrau. Mittlerweile kocht sie für viele Mitbewohnerinnen, viele suchen bei ihr Rat und Unterstützung. Darauf ist sie auch stolz, denn sie hat wieder Kontrolle über ihr Leben, geht arbeiten, bezahlt Miete. Miete ist immer das erste, wofür sie Geld beiseitelegt, nie mehr möchte sie in die schwierige Situation der Wohnungslosigkeit kommen. Zwar musste sie nie auf der Straße leben und auch nicht betteln, aber die Zeit in den Wohnungslosenunterkünften möchte sie nicht noch einmal erleben. Hätte sie ihre Familie nicht verloren, davon ist Ella Maria überzeugt, wäre ihr auch die Wohnungsmisere nicht passiert. Bald wird sie sich aber eine eigene Wohnung leisten können. Dann kann sie endlich wieder Freund*innen einladen und auch auf eine neue Beziehung hoffen.

Von Luft und Liebe leben

Das Leben der 53-jährigen Lisa steckt voller Widersprüche. Sie fühlte sich stets zu Extremen hingezogen: Ein braves Mädchen, das jeden Sonntag in die Kirche geht und später Soziale Arbeit studiert – und eine erotische Tänzerin in einer Peepshow mit Faszination für die Drogenszene. Durch ihren ungewöhnlichen Lebensweg lernte sie Vieles von unterschiedlichen Seiten kennen, so auch die Wiener Wohnungslosenhilfe, in die sie zunächst als Klientin und später als Sozialarbeiterin eingebunden war.

PAPAS LIEBLING

Lisa kam 1968 als Kind einer Arbeiterfamilie zur Welt. Der Vater, Telefonanlagenmonteur, und die Mutter, Schreibkraft bei der Gemeinde Wien, kannten sich noch nicht lange, als ihr erstes gemeinsames Kind unterwegs war. Selbstverständlich wurde geheiratet; schließlich waren die Eltern katholisch. Zwei Jahre nach Lisas Geburt kam der Bruder und ein Jahr danach die Schwester zur Welt. Als Älteste blieb Lisa trotzdem immer der Liebling des Vaters, zu dem sie eine besondere Beziehung hatte. Sie schien die Einzige in der Familie, die einen Draht zu ihm hatte. Der Vater arbeitete nur unregelmäßig und verbrachte viel Zeit in Gaststätten am Praterstern. Die Geschwister und die Mutter erlebten den Vater als gewalttätigen Alkoholiker, der betrunken nach Hause kam und sowohl Kinder als auch Frau verprügelte – alle, außer Lisa. Sie hatte eine Sonderstellung inne und erinnert sich bis heute nicht an die Gewaltausbrüche ihres Vaters, die sie verdrängt haben muss. Stattdessen kommen Erinnerungen daran hoch, von der Mutter mit dem Kochlöffel verprügelt worden zu sein. Als sie noch kleiner war, war die Mutter durchaus liebevoll, und auch die jüngeren Geschwister wurden gut behandelt. Sie als Älteste versteckte sich am Klo, um den Schlägen der Mutter zu entkommen. Manchmal hat sie in dem kleinen Raum, den sie hinter sich zusperren konnte, sogar gegessen.

Die Ehe der Eltern war keine glückliche, und als Lisa sieben oder acht Jahre alt war, kam es schließlich zur Scheidung. Die Mutter zog mit den drei Kindern in einen Gemeindebau im 20. Bezirk, wo es viele Grünflächen gab und die Kinder sich frei bewegen durften. Zusätzlich zu den drei

Kindern aus der Ehe nahm die Mutter zwei Pflegekinder bei sich auf, einen Buben und ein Mädchen. Somit wurde sie alleinerziehende Mutter von fünf Kindern. Obwohl sie nicht berufstätig war, verbrachte sie wenig Zeit zuhause. Oftmals, wenn die Mutter über Nacht weg war, trug Lisa ihre Kleider und übernahm spielerisch ihre Rolle.

Lisa provozierte emotionale Reaktionen ihrer Mutter. Manchmal warf sie ihr verletzende Sätze an den Kopf, die davor der Vater in derselben Weise geäußert hatte. Mit einer wütenden Reaktion konnte sie besser umgehen als mit gleichgültiger Distanziertheit. Sie vermisste ihren Vater und genoss die Stunden, die sie als kleines Kind mit ihm in Wirtshäusern verbrachte. Bis heute vermitteln ihr alte schummrige Wiener Wirtshäuser ein heimeliges Gefühl.

Abgesehen von den lauten Auseinandersetzungen mit ihrer Mutter war Lisa ein ruhiges Kind, schüchtern und zurückgezogen. In der Schule war sie mittelmäßig und wurde bis ins Erwachsenenalter von dem Gefühl begleitet, dass sie eigentlich nichts so richtig kann. Das Leben ihrer Schulkolleginnen schien viel geordneter und wünschenswerter als ihr eigenes. Ihre Freundinnen kamen aus Familien mit verheirateten Eltern und einer hübschen Wohnung, sie hatten Tanten, Onkel und Großeltern, mit denen sie in Kontakt standen – all diese Dinge hätte Lisa auch gerne gehabt. Immer wieder regten sich Zweifel in ihr: War sie tatsächlich das Kind ihrer Eltern? Bestand zwischen ihr, der Mutter und den Geschwistern eine tatsächliche Verbindung über die Blutsverwandtschaft? Trotz der familiären Konflikte waren die sonntäglichen Kirchbesuche Pflichttermine. Als Kind übernahm Lisa sogar kleine Aufgaben in der Kirche, und so manche Leute in ihrem sozialen Umfeld vermuteten, sie werde später in ein Kloster eintreten – damals hätte wohl niemand geahnt, dass es sehr anders kommen sollte.

DIE SCHÜCHTERNE LISA: EIN DOPPELLEBEN

Nach der Hauptschule schloss Lisa die Fachschule für Sozialberufe ab und bestand die Aufnahmeprüfung der Sozialakademie, wovon sie selbst überrascht war, weil sie von ständigen Zweifeln an ihren Fähigkeiten begleitet wurde. Nach ihrem Auszug von Zuhause flaute der Kontakt zu ihrer Familie ab. Ihr damaliger Freund, ein ehemaliger Junkie, war 14 Jahre älter als sie und gerade mal sieben Jahre jünger als ihre Mutter. Er eröffnete ihr Zugang zu einer Welt, die auf sie eine Faszination ausübte. Über ihn gelangte sie an ihren Nebenjob als Tänzerin in einer Peepshow.

Ihr Leben lang fühlte Lisa sich zu Extremen hingezogen: Die Kirche und die Sozialakademie auf der einen und das soziale Umfeld des Freundes und ihr Job in der Peepshow auf der anderen Seite. Bald führte sie ein Doppelleben: Bei Tag die schüchterne, zurückhaltende Lisa – bei Nacht die erotische Tänzerin. Die Arbeit war für sie aufregend und eine andere Welt. Zunächst musste sie lernen, in hohen Stöckelschuhen zu gehen und gar in ihnen zu tanzen. Sich auf eine Bühne zu stellen und sich vor fremden Männern auszuziehen, stand im großen Kontrast zu der zurückhaltenden Art, die ihr sonst zu eigen war. Das Tanzen war für sie gleichsam ein therapeutischer Ausgleich, sie konnte darin ein neues Selbstbewusstsein finden. Das Arbeitsumfeld beschreibt sie als sehr angenehm: Ihre Kolleginnen waren herzlich, es wurde gemeinsam gekocht und gelacht. Das Tanzen selbst war für sie nicht sexuell aufgeladen. Sie bewegte sich auf einer Drehscheibe umgeben von Spiegeln, für sie Gymnastik, Theaterspielen. Dass sich hinter manchen Spiegeln Männer selbst befriedigten, war ihr gleichgültig.

HALS ÜBER KOPF

Nach Abschluss ihres Studiums war Lisa orientierungslos, wusste nicht genau, was sie mit ihrem Leben anfangen soll. Sie hatte Fernweh, wollte reisen, es zog sie in die Wärme des Südens, dafür fehlte aber das Geld. Also nahm sie einen Saisonjob als Serviertochter in der Schweiz an, der ihr Reisebudget aufstocken sollte. Schließlich kam alles anders als geplant. In der Schweiz lernte sie einen Franzosen kennen, in den sie sich verliebte. Mit ihm gemeinsam kehrte sie für eine kurze Zeit nach Wien zurück. Von hier an folgten Ereignisse rasch aufeinander: Es dauerte nicht lange, bis das erste Kind unterwegs war. Noch in der Schwangerschaft zog sie mit ihrem Freund nach Südfrankreich. Zunächst war Lisa illegal dort, daher wurde im Jänner 1990, kurz vor der Geburt des Kindes, geheiratet. Im darauffolgenden Monat kam die erste Tochter zur Welt, kurz darauf war schon die zweite unterwegs, die noch im selben Jahr geboren wurde.

Ihre Familie liebte Lisa über alles, sie und ihr Mann waren den Kindern liebevolle Eltern. Die Idylle zerbrach jedoch, als die Drogenvergangenheit des Partners die Familie einholte. Als er rückfällig wurde, beschloss Lisa kurzerhand, mit ihren Töchtern nach Wien zurückzukehren. Obwohl das Verhältnis zur Mutter angeschlagen war, hoffte sie darauf, vorübergehend bei ihr unterzukommen, bis sie wieder auf eigenen Beinen stehen konnte. Ihre Mutter nahm sie jedoch nicht bei sich auf. Ihre emotionale Kälte ging so weit, dass sie ihre Tochter und Enkelkinder in die Obdachlosigkeit eintreten ließ, anstatt ihnen Unterschlupf zu bieten. Wenngleich Lisa sich nicht viel von der Mutter erwartet hatte, hätte sie nicht gedacht, derart im Stich gelassen zu werden. Die Enttäuschung war groß, und für Lisa war damit das Gefühl von familiärer Zugehörigkeit zu ihrer Mutter endgültig gebrochen. Auch ihr Vater konnte ihr nicht weiterhelfen, weil dieser selbst zwischen unterschiedlichen Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe und dem Leben auf der Straße hin- und herwechselte.

Lisa suchte Hilfe an allen Stellen, an die sie denken konnte, Beratungsstellen jeglicher Art und beim Frauenministerium. Es schien unfassbar: Sogar als ausgebildete Sozialarbeiterin gelang es ihr nicht, Unterstützung für sich und ihre Töchter zu finden. Sie brauchte Geld und eine eigene Wohnung, bekam aber nur gut gemeinte Ratschläge. Bei jeder Stelle, an die sie sich wandte, musste sie ihre gesamte Lebensgeschichte erneut erzählen. Sozialarbeiter*innen sagten ihr, sie solle auf eine eigene Wohnung sparen, sie solle ein Haushaltsbuch führen, sie müsse aufhören zu rauchen. Überall wurde sie als Opfer gesehen, als Problem, aber nicht als Person. Immerhin bekam sie von ihrer Mutter finanzielle Unterstützung, um mit ihren Töchtern auf einem Campingplatz zu schlafen – zumindest besser als auf den Straßen Wiens leben zu müssen.

LEBEN IM ZELT

Nachdem es ihr Mann erneut geschafft hatte, von den Drogen wegzukommen, folgte er seiner Familie nach Wien. Das gemeinsame Leben am Campingplatz hatte auch schöne Seiten: Es war ein freies Leben ohne Uhr. Die Kinder, die gerade mal krabbeln konnten, verbrachten viel Zeit in der Natur. Obwohl die Familie bescheiden leben und notdürftig in einem Zelt schlafen musste, hatten sie einander. Weil ihr Mann kein Österreicher war und ihre Kinder im Ausland geboren wurden, erhielt Lisa nur für sich selbst Sozialhilfe, womit die Familie irgendwie über die Runden kommen musste. Schließlich fand sie einen Job als Stubenmädchen in einem Hotel.

Eines Nachts, als die Familie schlief, tapste das jüngste Kind, noch nicht mal ein Jahr alt, unbemerkt allein aus dem Zelt. Die Tochter wurde vom Portier des Campingplatzes gefunden, der sie nicht zu den Eltern, sondern zur Polizei brachte. Von dort wurde sie in ein Kinderheim gesteckt, eine traumatische Erfahrung für Lisa. Sie musste darum kämpfen, ihre geliebte Tochter wieder zu sich holen zu können, was schließlich mit Hilfe eines Bescheids vom Jugendamt gelang.

EIN KALTER WINTER

Im Sommer war das Leben am Campingplatz erträglich, aber mit dem Fortschreiten des Jahres wurden die Tage kürzer und die Nächte kälter. Es war klar, dass die vierköpfige Familie mit den kleinen Kindern nicht am Campingplatz überwintern konnte. Eine schwierige Zeit begann: Jeden Tag holte ihr Mann Lisa nach der Arbeit ab und sie suchten gemeinsam nach einer Unterkunft für die Nacht. Stabilität gab es nicht und es durften keine Ansprüche gestellt werden. Manchmal zog die Familie für eine Nacht in Billighotels; im Nebenzimmer wurden Drogen konsumiert. Die Situation war nicht ideal, aber immerhin hatte Lisa ihre Kinder und ihren Mann bei sich.

Die Familie konnte sich nicht einmal die wichtigsten Grundnahrungsmittel leisten, also aßen sie zu viert in Suppenküchen. Noch heute ist Lisa dankbar für die Solidarität der anderen Obdachlosen: Sie gaben den beiden Töchtern alles, was sie geben konnten, wenngleich sie selbst nichts hatten. Das eigene Essen aus der Suppenküche sparten sich die fremden Menschen vom Mund ab, um es mit den kleinen Mädchen zu teilen. Lisa versuchte, auf der Straße um Geld zu betteln, war aber nicht besonders gut darin. Ihr Mann hatte mehr Erfolg, in den Überlebenskünsten war er immer geschickter als sie.

KAMPF GEGEN WINDMÜHLEN

Die Suche nach einer Unterkunft in einem betreuten Wohnheim, in die sie als Familie gemeinsam einziehen hätten können, scheiterte. Stattdessen bekam Lisa mit ihren Töchtern einen Platz in einer Unterkunft für Frauen mit Kindern – ihren Mann musste sie auf der Straße zurücklassen. Schließlich konnte er in ein Haus der Caritas ziehen, das für Personen auf Alkoholentzug spezialisiert war.

Der Druck von den Sozialarbeiter*innen in der Mutter-Kind-Einrichtung war groß: Lisa musste eine Berufsberatung absolvieren, Kindergartenplätze für die Kleinen und einen neuen Job für sich finden. Zwar bewarb sie sich für mehrere Stellen, zum Beispiel als Sozialarbeiterin im Gefängnis, aber für die Arbeitsbereiche, die zu ihrer Ausbildung passten, hatte sie keine adäquate Wohnadresse vorzuweisen. Der Eingriff in ihr eigenes Leben durch die Sozialarbeiter*innen war groß. Um duschen zu gehen oder ihre Kinder zu waschen, musste sie jedes Mal einen Schlüssel beim Portier holen, nach 22 Uhr durfte das Haus nicht verlassen werden. Einmal erhielt sie sogar eine Verwarnung, weil sie nach einem anstrengenden Tag mit Straßenkleidung in ihrem Zimmer eingeschlafen war. Niemand im Haus glaubte ihr, dass sie selbst ausgebildete Sozialarbeiterin war. Stattdessen wurde sie zu einer Psychologin geschickt, die ihre Fähigkeiten als Mutter in Frage stellte.

Mit Hilfe der Caritas bekam die Familie endlich wieder die Möglichkeit, gemeinsam in einer kleinen Wohnung unterzukommen. Das Mietverhältnis war jedoch auf drei Monate befristet. Nach Ablauf dieser Frist konnten sie jedoch glücklicherweise in eine Wohnung von WOBES einziehen, wieder mit Befristung, diesmal allerdings auf 12 Monate. Aufgrund der ständigen Adressänderungen dauerte es lange, bis Lisa all ihre

finanziellen Ansprüche geltend machen konnte. Schließlich bekam sie einen Job beim AMS, befristet auf ein Jahr, gefolgt von einer Anstellung beim BFI. Erneut kam es zu einem Umzug, diesmal in die eigene Wohnung: eine Substandard-Gemeindewohnung ohne Heizung.

DAS LEBEN GEHT WEITER

Von hier an hätte es wieder bergauf gehen können: Die Familie war beisammen, sie hatten eine eigene Wohnung, sie erhielten finanzielle Hilfeleistungen, Lisa hatte ihre Arbeit beim BFI, die Kinder ihre Kindergartenplätze. Erneut kam alles anders als geplant. Nach dem Einzug in die eigene Wohnung wurde ihr Mann wieder rückfällig. Sein vom Drogenkonsum bereits stark geschwächter Körper hielt einer abermaligen Heroineinnahme nicht mehr stand: In der eigenen Wohnung starb Lisas Mann an einer Leberzirrhose. Lisa fühlte sich allein und orientierungslos. Doch das Leben musste irgendwie weitergehen, ihre Töchter waren gerade mal vier und fünf Jahre alt, also musste sie die Kraft aufbringen, weiterhin zu funktionieren. Sie ging in die Arbeit und kümmerte sich um ihre Kinder, aber der Tod ihres Mannes machte ihr schwer zu schaffen. Zudem war sie ja weiterhin Alleinverdienerin; wäre ihr Mann doch bloß in Österreich berufstätig gewesen, hätte sie Anspruch auf eine Witwenpension gehabt.

Ihren Töchtern schärfte Lisa ein, nicht über die Todesursache ihres Vaters zu sprechen. Wenn Menschen erfuhren, dass er an einer Leberzirrhose verstorben war, wurde er sofort als Junkie abgestempelt. Ihr Mann war zwar drogenabhängig gewesen, er war aber auch ein liebevoller Mann und Vater, der sich verlässlich um seine Kinder kümmerte. Für Leute, die ihn nicht persönlich kannten, sind all seine guten Eigenschaften als Familienvater unvereinbar mit dem Bild eines ehemals obdachlosen und langzeitarbeitslosen Junkies. Bis heute hegt Lisa die schönen Erinnerungen an ihren Mann und will nicht, dass diese durch einen negativen Aspekt in seinem Leben überschattet werden.

Trotz des schmerzhaften Verlusts ging das Leben weiter. Lisa fand endlich eine ihrer Ausbildung entsprechende Arbeitsstelle als Sozialarbeiterin in einem betreuten Wohnheim. Im Jahr 2004 kam sie in eine Führungsposition, was für eine alleinerziehende Mutter und generell als Frau im Bereich der Wohnungslosenhilfe eine Seltenheit war. Aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen mit Obdach- und Wohnungslosigkeit hat sie einen persönlichen Bezug zu den Problemen der Bewohner*innen. Sie weiß, wie teuer der Zugang zu Toiletten oder Klopapier sein kann, und hat Verständnis dafür, wenn Klient*innen Kleinigkeiten aus der Einrichtung stehlen. Aus ihren eigenen Erfahrungen weiß sie, wie wichtig Privatsphäre ist. Anstatt ihre Klient*innen dazu zu drängen, invasive und persönliche Fragen zu beantworten, mischt sie sich nicht in das Privatleben der Bewohner*innen ein. Nachdem sie ihr Leben lang den Eindruck hatte, nichts zu können, erkennt sie heute, dass sie ihre Arbeit sehr gut macht. Voller Stolz konnte sie beobachten, wie ihre beiden Töchter zu wundervollen und starken Frauen heranwuchsen.

Im Haus von Karel Gott in Prag ein Lokal eröffnen

Susanne ist Wienerin, Jahrgang 1964. Sie wuchs bei ihren Eltern auf, gemeinsam mit einem Bruder und drei Schwestern. Der Vater war ausgebildeter Elektriker, arbeitete aber die meiste Zeit seiner Berufstätigkeit als Fahrer bei den Wiener Verkehrsbetrieben. Jetzt ist er schon lange in Pension. Die Mutter war Hauswartin im 4. Bezirk, dort wohnte die Familie dann auch.

TRISTE KINDHEIT UND WENIG FREUDVOLLE JUGEND

An ihre Kindheit hat Susanne wenig schöne Erinnerungen. Vielmehr ist ihr der dauernde Streit ums Geld daheim präsent. Und vor allem: wie böse die Mutter zu ihr war, die sie auch immer wieder geschlagen hat. Susanne war ihrem Vater zu ähnlich, das ertrug Mutter nicht. Vater war ein ruhiger, gemütlicher Typ. Schön war es damals nur, wenn sie mit seinem Auto einen Ausflug aufs Land machten. Mit dem älteren Bruder lebte sie immer in Konkurrenz, als Bub wurde er dauernd bevorzugt, das störte sie. Deutlich besser verstand sie sich mit der fünfzehnjährigen jüngeren Schwester Helga. Sie hielten zusammen wie Pech und Schwefel, denn beide litten sie unter ihrer Mutter. Als älteste Tochter bekam Susanne die Aufsicht über ihre zwei jüngeren Schwestern aufgebürdet. Mit 20 Jahren zog Susanne von daheim aus, dann ging diese Verantwortung an Helga über.

Nach Volks- und Hauptschule versuchte Susanne verschiedene Lehrstellen, auch im Verkauf. Sie war aber zu schüchtern und versteckte sich lieber vor den Kund*innen, als sie zu bedienen, das konnte nicht gutgehen. Ihr Wunsch wäre eine Ausbildung zur Autoelektrikerin oder Fernsehmechanikerin gewesen, aber diese klassischen Männerberufe waren auf weibliche Lehrlinge weder ausgerichtet (fehlende Sanitäranlagen) noch wollten sie Mädchen in ihren Reihen haben (Sexismus). Dann versuchte sie es mit Fabrikarbeit, diese war aber langweilig und unterfordernd.

Parallel dazu besuchte sie ein Abendgymnasium. Leider scheiterte sie an der Chemie-Matura. Damals lernte sie ihren ersten Freund kennen, einen ägyptischen Zeitungsverkäufer. „Südländisches Aussehen“ ziehe sie an, so Susanne. Die Erinnerungen an die erste Beziehung sind jedoch vergiftet, denn ihr Freund, den sie gegen die Ablehnung der Eltern verteidigte, vergewaltigte sie. Einer der nächsten Freunde schwängerte sie und ließ sie im achten Monat der Schwangerschaft sitzen.

Zu der Zeit wohnte Susanne bereits nicht mehr bei den Eltern, sondern in einer Gemeindewohnung. Ihr Kind brachte sie als Ledige auf die Welt, was damals, Mitte der 1980er Jahre, noch einen verpflichtenden Amtsvormund bedeutete. Die Sozialarbeiterin empfand Susanne keineswegs als hilfreich, denn deren Hauptaugenmerk galt der Sauberkeit der Wohnung. Statt sie zu unterstützen, habe sie dauernd Forderungen gestellt und ihr Vorhaltungen gemacht, so Susanne. Für sie stand das Wohl ihres Sohnes im Mittelpunkt, das war ihr wichtiger als der Zustand der Wohnung.

FOLGENSCHWERER UNFALL

1986 wurde Susanne gemeinsam mit ihrem zweijährigen Sohn von einem Auto niedergefahren. Leider gab es keine Zeugen für diesen schlimmen Verkehrsunfall, der betrunkenen Lenker kam ohne Strafe davon. Susanne musste elf Wochen im Spital verbringen, dann elf Wochen auf Rehabilitation. Mit einer Prothese und viel Physiotherapie erlangte sie ihre Bewegungsfähigkeit zurück, doch es dauerte eineinhalb Jahre, bis sie ohne Stützapparat gehen konnte. Seit damals hat Susanne einen Nagel in der Hüfte. Die Ärzte prognostizierten ihr ein Leben im Rollstuhl mit spätestens 60 Jahren, doch davon ist sie weit entfernt, eine große Genugtuung für Susanne.

Arg erwischte es auch ihren Sohn: Er war auf den Kopf gestürzt, war bereits klinisch tot und musste wiederbelebt werden. Anfangs war er halbseitig gelähmt, von neuem musste er gehen und auch die Sprache wieder erlernen. Vom Spital weg kam er zu einer Tante von Susanne, denn sie selbst musste noch weiter in Behandlung bleiben. Er sollte nie mehr in ihre Obhut zurückkehren. Für Susanne wohl eine Entlastung in dieser schwierigen Zeit, aber sicherlich auch ein großer Schmerz.

Nach der langen Rekonvaleszenz stand sie ohne Job und ohne Wohnung da. Sie fand damals Aufnahme im Haus Miriam, eine Einrichtung der Caritas für wohnungslose Frauen. Zwei Jahre konnte sie dort bleiben. In dieser Zeit machte Susanne eine vom AMS finanzierte Ausbildung als Bürokauffrau, die sie erfolgreich abschloss. Es ging ihr gut in der Zeit, sie fühlte sich im Haus wohl, half den Betreuerinnen beim Kochen, sie hatte immer jemanden zum Reden. Danach zog sie abermals in eine Gemeindewohnung. Mit der eigenen Wohnung wäre eine wesentliche Bedingung erfüllt gewesen, den Sohn wieder zu sich zu nehmen, doch das Jugendamt meinte, für das Kind, das nun schon drei Jahre bei der Tante lebte, sei es besser, nicht aus der gewohnten Umgebung herausgerissen zu werden. Susanne bescheinigt ihrer Tante, sie habe sich gut um ihren Sohn gekümmert. Anfangs kam Susanne wöchentlich auf Besuch, später alle zwei bis drei Wochen. Sie ging viel mit ihrem Sohn zum Fußball. Die Beziehung zu ihm war nicht einfach, die frühe Trennung hinterließ Spuren im Verhältnis zwischen Sohn und Mutter. Er warf ihr vor, keinen Vater gehabt zu haben, aber aus Sicht von Susanne, die zahlreiche Beziehungen zu Männern hatte, war es keiner wert, ihrem Sohn als Vater vorgestellt zu werden. Ihr Sohn war später depressiv und in stationärer psychiatrischer Behandlung, der Kontakt zu ihm ist abgebrochen.

NICHT MEHR RICHTIG TRITT FASSEN KÖNNEN

Während ihrer kaufmännischen Lehre arbeitete Susanne in vier verschiedenen Büros. Zudem schloss sie in den 1990er Jahren die Handelsschule ab, absolvierte eine Studienberechtigungsprüfung und studierte fünf Semester Dolmetsch für Tschechisch und Ungarisch – Sprachen haben sie immer schon begeistert. Dennoch schaffte sie nach dem unfallbedingten langen Ausfall nicht mehr den Einstieg ins Erwerbsleben. Bald bezog sie Notstandshilfe und bereits seit 2006 – damals war Susanne 36 Jahre alt – erhält sie eine Berufsunfähigkeitspension.

Psychisch war sie lange Zeit instabil, was jedoch nicht ursächlich mit dem Unfall zusammenhing. Es ging ihr lange davor schon immer wieder sehr schlecht. Etwa rund um die Geburt ihres Sohnes: Sie machte sich

Sorgen, ohne Berufsausbildung für ihr Kind nicht gut sorgen zu können. Das stürzte sie in Depressionen. Nicht nur einmal war sie in psychiatrischer Behandlung auf der Baumgartner Höhe, denn schon mehrfach wollte sie sich zu Tode hungern. Kein Job, kein Einkommen – aussichtslos. In der Klinik ging es Susanne gut, sie fühlte sich geborgen und umsorgt. Es tat ihr gut, betreut zu werden und mit Leuten reden zu können – das letzte Mal wollte sie gar nicht mehr weg. Das war ebenfalls 2006. Seitdem hat sie keine Depressionen mehr, worauf sie stolz ist.

WOHNEN IM MAX-WINTER-HAUS

Auch wohnungsmäßig gab es Probleme. Zwanzig Jahre lebte sie in einem Wiener Gemeindebau im 19. Bezirk – dann wurde sie gekündigt. Susanne hatte in ihrer Wohnung Slowak*innen, die vom Betteln lebten, Unterschlupf gewährt, die aber in der Nacht oft so laut waren, dass sie schließlich die Wohnung verlor. Ihre Sachwalterin (heute Erwachsenenvertreterin) schickte sie zur Obdachlosenberatung. Diese besorgte ihr für zehn Monate eine Übergangswohnung – so blieb ihr ein Leben auf der Straße erspart.

Seit elf Jahren wohnt Susanne nun im Max-Winter-Haus. Sie ist sehr zufrieden mit ihrem Leben dort, sie hat alles, was sie braucht: Ein eigenes Zimmer mit Kochnische, Bad und WC. Das Ganze umfasst lediglich 20 Quadratmeter, wofür sie seit drei Jahren 315 Euro Miete monatlich bezahlt, davor waren es 300 Euro. Das geht sich gerade noch aus mit ihrer niedrigen Pension. Sie kocht selbst oder bestellt Essen beim Roten Kreuz, das sie in der Mikrowelle wärmt. Sie hat hier drei richtige Freundinnen gefunden, mehr braucht sie nicht. Mit den anderen Bewohner*innen im Haus wechselt sie ab und zu ein paar Worte. Der Chef wie auch die Betreuer*innen sind nett – für Susanne ist das Leben im Max-Winter-Haus schön, sie bezeichnet sich als glücklich.

ZUKUNFTSPLÄNE

Dennoch träumt sie gelegentlich von einem anderen, besseren Leben. Ihr aktueller Freund – endlich der Richtige, wie Susanne meint – kommt aus Tschechien, lebt aber in Wien. Mit ihm hat sie große Pläne. Sie wollen heiraten und nach Prag ziehen, dort eine teure Wohnung und ein tolles Auto kaufen. Das Leben wird dann besser, meint Susanne. Als sie das erste Mal in Prag war, hatte sie bereits das Gefühl, nach Hause gekommen zu sein. Sie ist überzeugt davon, im letzten Leben eine Pragerin gewesen zu sein. Tschechisch lernte Susanne bereits als Kind, nachdem sie sich in Karel Gott verliebt hatte. Durch ihr Studium und jetzt ihren Freund spricht sie sehr gut tschechisch. In Prag möchte sie denn auch ein Lokal im Haus von Karel Gott eröffnen, ihr zukünftiger Mann solle dort in der Küche arbeiten, sie übernehme das Service, bis sie sich Personal leisten können. Susanne wollte immer schon ihr eigener Chef sein.

Bis dahin möchte sie ihr Tschechisch perfektionieren und Russisch, das ihr Freund spricht, lernen. Und ab und zu mit ihrem Freund verreisen – Reisen ist eines ihrer Hobbies. Zumeist ging es bisher in östliche Länder, weil reisen dort günstiger ist, zudem stammen Susannes Großeltern aus Tschechien und Ungarn. Gerne möchte sie aber auch nach Moskau oder ans Meer. Rio de Janeiro, wo die Serie „Das Recht zu lieben“ spielt, ist ein weiterer Sehnsuchtsort.

„Ich habe lange das Gefühl gehabt, etwas stimmt nicht mit mir.“

Geboren und aufgewachsen ist die heute 46-jährige Sara in einer großen Stadt in Ostafrika²⁷. Dort ging sie in die Schule, bis sie 17 Jahre alt war, kurz darauf zog sie nach Österreich. Sara hatte lange Zeit das Gefühl, etwas stimmt nicht mit ihr – sie schlief lange, hatte keine Pläne für die Zukunft und interessierte sich nicht für eine Ausbildung. Dass das Anzeichen einer Depression waren, erfuhr sie erst später. Sara erhielt ein unbefristetes Visum, eine Arbeitserlaubnis und 2011 schließlich die österreichische Staatsbürger*innenschaft. Doch ihre psychische Krankheit verunmöglichte ihr ein „normales“ Leben in Wien. Nach einem psychotischen Schub landete sie in einer Wohnungsloseneinrichtung – dort konnte sie ankommen.

SCHWIERIGE KINDHEIT, PREKÄRE LEBENSVERHÄLTNISS E UND GEWALT

Ihre Kindheit beschreibt Sara als schwer. Ihr biologischer Vater verließ ihre Mutter früh, sie wuchs in prekären Verhältnissen auf, die Familie war arm. Bei ihrer Geburt war Saras Mutter 16 Jahre alt. Die Beziehungen der Mutter zu anderen Mitgliedern der Familie, insbesondere ihren älteren Geschwistern, waren zerrüttet. Diese waren an einem guten Verhältnis zu ihr nicht interessiert, da Saras Großmutter fremdgegangen war und aus dieser Affäre Saras Mutter geboren wurde. Somit wurde Saras Mutter nicht als legitimer Teil der Familie anerkannt, sondern als „fremd“ angesehen. Saras leiblicher Vater stammte aus einer wohlhabenderen Familie und verdiente als Lehrer auch gut. Er wollte nicht heiraten und ließ die Mutter und die kleine Sara im Stich. Kurz nach ihrer Geburt verlor die Mutter ihren vorteilhaften Arbeitsplatz bei einer englischen Familie, bei welcher sie als Hausmädchen angestellt war. Danach schlug sich ihre Mutter hauptsächlich mit Feldarbeit und kleinen Jobs als Verkäuferin durch – mehr schlecht als recht. Die ersten drei Lebensjahre hatte Sara nur ihre Mutter und Großmutter, bis ihre Mutter eine Beziehung zu einem Arbeitskollegen ihres leiblichen Vaters einging. Diese war allerdings nicht von Dauer, der Mann beschimpfte ihre Familie als „schlecht“, da sich einige Frauen scheiden hatten lassen. Das Paar trennte sich, und Sara und ihre Mutter lebten wiederum bei ihrer Großmutter. Danach lernte Saras Mutter einen anderen Mann kennen. Mit neun Jahren begann dieser, sie sexuell zu missbrauchen, sobald die Mutter nicht zu Hause war. Sara dachte, es wäre ihre Schuld, und begann, sich sozial zu isolieren. Es brauchte Jahre, bis sie sich schließlich dazu durchringen konnte, sich ihrer Mutter anzuvertrauen. Daraufhin lebte sie vorerst bei ihrer Großmutter, ein Jahr später trennte ihre Mutter sich von diesem Mann. Die erlebte Gewalt hat sie stark geprägt, lange ging sie davon aus, dass alle Männer sexuell übergriffig wären, und hatte Angst vor ihnen. Erst als Sara dreizehn Jahre alt war, lernte sie ihren biologischen Vater kennen. Er unterrichtete an der Schule, welche sie besuchte. Sie hat immer noch Kontakt zu ihm.

Sara erzählt auch von weiblicher Genitalverstümmelung, die in ihrem Herkunftsland nach wie vor in einigen Regionen verbreitet ist. Jedem Mädchen wird eine sogenannte Erziehermutter zugewiesen, welche das Mädchen während der Beschneidung festhält. Schreit ein Mädchen vor Schmerz, erfährt sie zukünftig weniger Respekt und bekommt keinen „guten“ Mann. Die Mädchen würden stark bluten und dürften einen Monat ihr Bett nicht verlassen. Ihre Mutter hat sie vor dieser ge-

²⁷ Zum Zweck der Anonymisierung wird das Geburtsland nicht genannt.

waltvollen Tradition bewahrt. Allgemein beschreibt Sara eine bis heute andauernde Kluft zwischen arm und reich im Land – auf Arme wird heruntergeschaut, nur Reiche gelten als respektabel. Auch politisch ist die Lage in vielerlei Hinsicht angespannt. Über Politiker*innen darf nicht gesprochen werden, sonst läuft man Gefahr, ermordet zu werden, auch Covid beispielsweise ist kein Thema.

DER WEG NACH ÖSTERREICH UND SCHWIERIGE FAMILIENVERHÄLTNISSE

Saras Mutter lernte einen Österreicher kennen, welcher beiden ermöglichte, nach Österreich zu ziehen. Dieser Mann war sehr freundlich zu Sara und behandelte sie wie seine eigene Tochter. Er war 60 Jahre alt, ihre Mutter war zu diesem Zeitpunkt 30 Jahre. Doch das Glück hielt nicht lange. Nach einiger Zeit flog er nach Ostafrika, um gegenüber der Familie von Saras Mutter die Behauptung aufzustellen, diese hätte ihn betrogen. Als Konsequenz forderte er, eine andere Frau aus der Familie auswählen zu dürfen, was ihm tatsächlich gewährt wurde. Er wollte eine Jungfrau und entschied sich für eine 18-jährige Cousine von Saras Mutter. Daraufhin verließ Saras Mutter ihren Mann und brach auch zu ihrer Familie jeglichen Kontakt ab. Die Beziehung der Mutter zu einem weiteren österreichischen Mann sollte sich als stabiler erweisen. Als dieser starb, erbte die Mutter sein Haus.

Bei ihrer Ankunft in Österreich tat sich für die 18-jährige Sara eine neue Welt auf: Wien war eine saubere Stadt, mit viel Licht und einem gut ausgebauten Netz öffentlicher Verkehrsmittel. Deutsch zu lernen war schwierig – sie hat sich viele Jahre abmühen müssen. Insbesondere deutsch zu sprechen ist nach wie vor herausfordernd. Heute bereut sie, dass sie ihre Schulbildung nicht abschloss und nicht studierte. Auch der Aufbau eines stabilen sozialen Netzwerks fiel Sara schwer. Rückblickend beschreibt sie ihr Verhalten in der Jugend als dumm.

Auch finanziell war es für Sara schwierig, auf eigenen Beinen zu stehen. Sie absolvierte zwar für drei Monate eine Ausbildung zur Heimhilfe, realisierte dann aber, dass dieser Beruf für sie nicht der richtige war. Eine Zeitlang arbeitete sie in einer Küche, als Stubenmädchen und zuletzt als Reinigungskraft. Nur durch die finanzielle Unterstützung der Mutter, deren Mann als Bankmanager ein hohes Einkommen hatte, war sie abgesichert. Inzwischen bezieht Sara eine Invaliditätspension.

PSYCHISCHE KRANKHEIT UND POLIZEIGEWALT

Das Gefühl, etwas würde mit ihr nicht stimmen, zieht sich durch fast ihr gesamtes Leben. In Wien litt Sara nachts oft unter Alpträumen, tagsüber war sie dann erschöpft, sperrte sich in ihrer Wohnung ein und hatte Angst vor anderen Menschen. Es dauerte, bis Schizophrenie bei ihr diagnostiziert wurde. Rückblickend meint sie, diese Krankheit habe sich schon sehr früh angekündigt. So weinte sie als Kind viel und wollte nicht essen. Sie ist nicht die einzige, die in ihrer Familie an einer psychischen Krankheit leidet. Saras Großmutter litt ebenfalls an Schizophrenie – was aber von der Umgebung nicht als Krankheit erkannt wurde; andere Familienmitglieder kämpften gegen Depressionen. Die Situation psychisch Kranker ist in Saras Herkunftsland eine sehr schwierige. Die Menschen glauben dann, man sei wahnsinnig oder von Voodoo-Zaubern befallen. Als Sara um die Jahrtausendwende vorübergehend in ihrer Herkunftstadt lebte, rieten ihre Nachbar*innen ihr dazu, zurück nach Österreich zu gehen, da dort der Umgang mit psychisch Kranken ein viel besserer sei – die Menschen seien dort freundlicher und die Polizei weniger brutal. Für an Schizophrenie Erkrankte gibt es zwar in Saras Herkunftstadt mittlerweile ein speziali-

siertes Krankenhaus; dieses ist aber sehr teuer, für die Kosten müssen Betroffene selbst aufkommen, es gibt keinerlei Unterstützung vom Staat. Um das Krankenhaus bezahlen zu können, ist man gezwungen, sein Haus oder Land zu verkaufen – mitunter sogar die eigenen Kinder, welche dann von Europäer*innen adoptiert werden, die selbst keine Kinder bekommen können. Gleichzeitig hat die Behandlung in dieser Einrichtung eine Stigmatisierung zur Folge, weil sie die psychische Krankheit sichtbar macht.

Saras manisch-schizophrene Erkrankung äußert sich darin, dass sie psychotische Schübe hat – während diesen Episoden kommt es immer wieder vor, dass sie auch im öffentlichen Raum beginnt, Menschen anzuschreien und zu attackieren, was zu mehreren Zusammenstößen mit der Polizei führte. Vor einem halben Jahr hatte sie in ihrer Wohnung den bisher letzten psychotischen Schub. Zu dieser Zeit hatte sie ihre Medikamente eigenständig abgesetzt. Als sie zu randalieren begann, rief ihre Mutter in ihrer Überforderung die Polizei. Da Sara nicht ins Krankenhaus wollte, eskalierte die Situation: Die Polizei versuchte Sara gegen ihren Willen zu fixieren, dabei brach ihr ein Beamter ein Bein. Sie ist der Meinung, dass ihr Absehen von einer Anzeige dazu führte, dass sie ihrerseits nicht für entstandene Kosten aufkommen musste. Zugleich gibt sie sich selbst die Schuld an dem Vorfall, sie hätte sich nicht wehren dürfen. Bald darauf erkrankte sie an Covid-19, hatte immer wieder Panikattacken und litt unter Verfolgungswahn.

PREKÄRE WOHSITUATION UND ZUKUNFTSHOFFNUNGEN

Saras Wohnsituation war bedingt durch ihre wiederkehrenden psychotischen Schübe bereits länger prekär. Eine Gemeindebauwohnung bekam sie nicht mehr, da sie in ihren Schüben mitunter sehr laut gewesen war. Schließlich erhielt sie eine von der Heilsarmee betreute Wohnung, die sie aber bald wieder verlor. Glücklicherweise kam Sara nach ihrem Krankenhausaufenthalt wegen ihres gebrochenen Beins in einer Wohnungsloseneinrichtung für Frauen unter. Hier fühlt sie sich wohl. Für sie ist es wie ein Zuhause, sie kann psychologische Unterstützung in Anspruch nehmen, bekommt alle Dinge des täglichen Bedarfs zur Verfügung gestellt, die Mitarbeiter*innen und Bewohner*innen sind freundlich, und abends gibt es etwas zu essen.

Saras Medikation ist gut eingestellt, sie ist psychisch stabil. Sara weiß, dass sie zukünftig nicht mehr alleine leben möchte. Das ist ihr aufgrund ihrer Krankheit zu riskant. Ihr Wunsch ist, in einer betreuten Wohngemeinschaft zu leben, am liebsten mit einer Frau, die ebenfalls psychisch krank ist – das sind ihrer Angabe nach auch die meisten ihrer aktuellen Mitbewohnerinnen. Gerne würde sie mit ihrer Mutter wieder nach Ostafrika reisen, doch bevor das möglich ist, muss erst eine Platte aus ihrem Bein operiert werden, welche ihr nach dem Beinbruch eingesetzt wurde.

Sara bedauert, dass ihr (bislang) kein „normales“ Leben möglich war: berufstätig zu sein, eine eigene Familie zu haben und nicht konstant Medikamente nehmen zu müssen. Sie führte nur zwei Beziehungen mit Männern – beide waren ihr nicht treu, woraufhin sie sich von ihnen trennte. Sie habe sich und andere oft verletzt, so Sara. Sie hofft, dass irgendwann Medikamente entwickelt werden, die den an Schizophrenie Erkrankten ein besseres Leben ermöglichen. Sie will vor allem gesund werden und ohne Psychose weiterleben. In Österreich hat sie eine

Heimat gefunden, in welcher sie für immer bleiben möchte.

„In der Szene kennt man mich.“

Die 63-jährige Hedy ist zu einer bekannten Person der Wiener Obdachlosen-Szene geworden. Aus sozioökonomisch schwach gestelltem Elternhaus war sie ihr Leben lang kämpferisch und wissbegierig, die schiere Anzahl ihrer abgeschlossenen Fort- und Weiterbildungen ist kaum überschaubar. Hedy war maßgeblich an Umweltbewegungen in Österreich beteiligt und arbeitete als Bezirksvorsteherin der Grünen. Wohin ihre Wege sie auch brachten, ihr war nichts progressiv genug. In einer Lebenskrise spazierte Hedy durch den Wienerwald und beschloss, dort zu bleiben; insgesamt übernachtete sie zwei Jahre lang in einem Schlafsack unter den Bäumen. Ob Bezirksvorsteherin oder Obdachlose, Hedy bleibt eine redegewandte Autodidaktin, eine kämpferische Querulantin.

BESCHIEDENE VERHÄLTNISSE

Hedy kam im Jahr 1957 als zweites Kind einer Arbeiterfamilie zur Welt. Ihr Vater Franz, gelernter Bauarbeiter, stammte aus dem Burgenland, die Mutter Martha war eine Fabrikarbeiterin aus Niederösterreich. Hedys neun Jahre älterer Bruder kam noch in Wien zur Welt, drei Jahre vor Hedys Geburt emigrierte die Familie nach Adelaide, Australien. Franz fühlte sich in Australien sehr wohl, Martha hingegen machte das Klima zu schaffen. Aus Liebe zu seiner Frau stimmte Franz zu, nach Österreich zurückzukehren, als Hedy gerade mal eineinhalb Jahre alt war. Sie selbst war zu jung, um sich an die Zeit in Australien erinnern zu können, doch Zeit seines Lebens schwärmte ihr Vater von diesem Land.

Die vierköpfige Familie wohnte auf 26 Quadratmetern in einer Wohnung im 15. Wiener Gemeindebezirk. Kaltes Wasser gab es am Gang, an Warmwasser war nicht zu denken. Eine Wand in der Wohnung war komplett mit Schimmel bedeckt. Hedy vermutet darin den Grund ihrer rheumatoïden Arthritis, die sie im späteren Leben entwickelte. Die Familie konnte es sich nicht leisten, gemeinsam auf Urlaub zu fahren oder auswärts essen zu gehen. In der Volksschule war Hedy meist die Letzte in der Klasse, welche die Gebühren für die Klosterschule entrichtete, was ihr sehr unangenehm war.

Erinnerungen an den Krieg belasteten die Eltern, wenngleich sie auf unterschiedliche Weise damit umgingen. Ihr Vater (geb. 1916) sprach oft über seine Erfahrungen und sparte dabei kein noch so grausames Detail aus. Als kleines Mädchen bekam sie blutige Geschichten zu hören, die nicht kindgerecht waren. Des Nachts im Schlaf begann der Vater oft zu weinen, weil manche Kriegswunden nicht verheilten. Ihre Mutter (geb. 1923) pflegte einen sehr anderen Umgang: Sobald über den Krieg gesprochen wurde, verließ sie den Raum. Mit Hedy sprach sie nie viel über ihre Vergangenheit. In den 1930er Jahren, als Martha noch ein kleines Kind war, musste sie auf der Straße betteln. Die familiären Verhältnisse der Mutter waren wohl noch bescheidener als die des Vaters. Über den Nationalsozialismus habe sie nichts gewusst; manchmal seien Freunde der Familie verschwunden, worüber aber nicht gesprochen wurde. Martha war eine verängstigte Frau, herzengut und hilfsbereit, aber gefühllos.

GROSSES POTENZIAL

Zu ihrem älteren Bruder hatte Hedy nie ein inniges Verhältnis. Als sie ein kleines Mädchen war, musste er sie in den Kindergarten und später in die Schule begleiten, nur widerwillig kam er dieser Pflicht nach. Hedy war damals fast nur mit Buben befreundet, im Kindergarten

spielte sie den Winnetou. Sie hatte kein Interesse an Puppen, war lieber auf der Baustelle mit ihrem Papa. Einmal sagte die Mutter, an Hedy sei ein Bub verlorengegangen. Dennoch wurde sie nach dem Kindergarten in eine Klosterschule geschickt, eine reine Mädchenschule, die sie als Hölle erlebte. Die Klosterschwestern schreckten nicht vor Gewaltanwendung zurück, Ohrfeigen standen an der Tagesordnung. Wenn sie nach Hause kam, verbrachte sie viel Zeit allein. Ihre Mutter arbeitete mittlerweile als Pflegeschwester in der psychiatrischen Anstalt der Baumgartner Höhe und kam stets übermüdet nach Hause. Hedy war ein selbstständiges Mädchen, bereitete oft ihr eigenes Essen zu. Iglo produzierte damals das erste in Österreich zugängliche Tiefkühl-Fastfood, was die Situation vereinfachte.

Nach der Volksschulzeit ging Hedy in eine öffentliche Hauptschule, eine sehr positive Erfahrung verglichen mit der Zeit in der Klosterschule. Ihre Klassenlehrerin war jung und innovativ, was sich als großes Glück herausstellte. Sie erkannte, dass Hedy viel Potenzial mit sich brachte, und versuchte Hedys Mutter davon zu überzeugen, ihre Stärken zu fördern – was sie jedoch, nach Hedys Einschätzung, verabsäumte. Martha selbst war gebildet und kulturell interessiert, belesen, liebte Theater und Oper; diese Leidenschaften verfolgte sie aber im Alleingang.

Ihre Schulferien verbrachte Hedy damit, in der Einrichtung, in der ihre Mutter angestellt war, auszuhelfen. Streng genommen hätte sie das nicht dürfen, dennoch verbrachte sie von ihrem neunten bis zum dreizehnten Lebensjahr viel Zeit in der Frauenabteilung der psychiatrischen Anstalt. Wieder sah sie sich mit Dingen konfrontiert, die nicht gerade kindgerecht waren. In den Schlafräumen standen zwanzig Gitterbetten für die erwachsenen Frauen, es war laut und kalt. Auch die Ärzt*innen der Einrichtung hatten ihre eigenen Probleme, allem voran ausgeprägte Vorlieben für Alkohol und Morphin. Eine von Hedys Aufgaben war es, Tee an die Bewohnerinnen zu verteilen. Einmal setzte sie sich an das Bett einer todkranken Bewohnerin und hielt so lange ihre Hand, bis diese starb. Für sie furchtbar und faszinierend – sie war doch gerade mal neun Jahre alt.

Bis zu ihrem vierzehnten Lebensjahr wusste Hedy nicht mal, dass es Gymnasien gab, die man mit Matura abschloss. In der Familie ging man stillschweigend davon aus, dass sie nach der Pflichtschule eine Lehre absolvieren werde. Hedy konnte aber an keinen Lehrberuf denken, der sie interessierte. Nach ihrem Hauptschulabschluss wollte sie nur noch von zuhause weg. Sie verbrachte viel Zeit in der damaligen Hippie-Szene, als sie 14 Jahre alt war, hatte sie eine Alkoholvergiftung. Innerhalb der Szene wurden insbesondere junge Mädchen stark unter Druck gesetzt, sich an sexuellen Aktivitäten zu beteiligen. Hedy machte ihre ersten sexuellen Erfahrungen zwar später als ihre Freundinnen, war aber die erste, die schwanger wurde.

HAUSFRAU UND MUTTER

Im Alter von 16 Jahren heiratete sie den Vater des Kindes. Eigentlich wollte sie diesen Schritt nicht tun, aber das Baby war schon unterwegs, weswegen die Eltern und Schwiegereltern darauf bestanden. Kurz nach ihrem 17. Geburtstag kam ihr erstes Kind Manfred zur Welt. Eine Zeit lang übernahm Hedy eine typische Frauenrolle: Sie half ihrem Mann dabei, einen Job zu finden, verbrachte viel Zeit mit dem Baby allein zuhause. Ihr Plan war es, möglichst schnell wieder schwanger zu werden, damit ihr Sohn nicht allein aufwachsen musste. So ist es auch gekommen: Etwa ein Jahr nach der Geburt ihres Sohnes wurde Michaela geboren.

Michaela war das schönste Baby, das sie sich vorstellen konnte – aber irgendwas stimmte nicht. Die Kleine wollte sich nicht stillen lassen, sondern musste mit der Flasche gefüttert werden. Hedy hielt das schwache, hilflose Wesen in ihren Armen und redete ihrer Tochter gut zu: Hab keine Angst, gemeinsam werden wir die Situation meistern, alles wird gut. Aber es wurde nicht gut. Eines Tages, während Hedy schlief, starb Michaela, gerade mal zehn Wochen alt. Später stellte sich heraus, dass die Kleine eine Lungenentzündung hatte und nicht aus dem Krankenhaus entlassen hätte werden dürfen. Hedy musste einen Bescheid bei der Gerichtsmedizin in Wien abholen, der bestätigte, dass sie am Tod ihrer Tochter nicht schuld war.

Kurz darauf war sie wieder schwanger. Die Geburt ihres dritten Kindes Margit dauerte 29 Stunden, Hedy wäre beinahe gestorben. Ärzte empfahlen ihr, kein Kind mehr zur Welt zu bringen. Sie und ihre Kinder hatten allesamt gesundheitliche Probleme: Manfred kam mit einer Hasenscharte zur Welt, Margit mit einem Klumpfuß, sie selbst, trotz jungen Jahren, hatte Probleme mit Nieren und Zwerchfell. Heute hat Hedy eine Erklärung dafür: In der Zeit, als die Familie in Australien war, arbeitete ihr Vater als Erntehelfer unweit des Areals, auf dem in den Jahren 1954/55 Versuche mit Atombomben durchgeführt wurden.

MITTWOCH IST DAMENTAG

Die Beziehung zu ihrem Mann und Vater ihrer Kinder musste schon lange als gescheitert betrachtet werden. Hedy brüllte ihn an, die Kinder litten darunter. Irgendwie aber schafften es beide, nebeneinander zu existieren, mehr schlecht als recht. Sie wusste, dass er sie betrog, es war ihr aber gleichgültig, weil sie ohnehin kein Interesse an ihm hatte. Zunehmend verschob sich ihr Lebensmittelpunkt von der Familie hin zur Politik. Mit großem Interesse verfolgte sie die oft hitzigen Diskussionen im Club 2. Die 1970er waren politisch eine spannende Zeit: Alice Schwarzer belebte die Emanzipations-Debatten im deutschsprachigen Raum und erste Umweltbewegungen kamen auf. Gegenüber ihrem Mann setzte Hedy durch, dass der Mittwoch zum „Damentag“ ernannt wurde: Jeden Mittwoch traf sie sich mit ihren Freundinnen; keine Männer, keine Kinder. Es handelte sich aber nicht um Kaffeeklatsch und Plauderrunden. Der Damentag bezeichnete eine emanzipierte und alternative Runde junger Frauen, die gemeinsam politische Debatten besuchten, gemeinsam demonstrierten und intellektueller Neugier nachgingen.

Auf diesem Weg gelangte Hedy in eine aktivistische Szene, welche sie in das Umfeld der Johanna Dohnal führte. Ihre kleine Tochter Margit saß auf Johannas Schoß, als die Ikone der Frauenbewegung sagte: Alle Kämpfe, die sie führt, führt sie für diese Generation. Bis heute ist Hedy von der Politik der Johanna Dohnal beeindruckt – jedoch war sie nach Hedys Ansicht eine Parteisoldatin, Hedy selbst aber fühlte sich in den hierarchischen Strukturen der SPÖ nicht wohl.

Im politischen Umfeld von „der Dohnal“ wurde das Interesse der Damentag-Runde an der Friedensbewegung und der Anti-Atomkraft-Bewegung geweckt. Eine große Hütte auf der Schmelz war ein Treffpunkt für die aktivistische alternative Szene Wiens. Hier fanden politische Diskussionen mit Günther Nennung und Anton Pelinka statt, in die sich Hedy und ihre Freundinnen mit Begeisterung einbrachten.

DIE BASIS-WAPPLER

Mittlerweile war sie offiziell von ihrem Mann geschieden. Für Hedy selbst kein großer Verlust, für die Kinder aber durchaus, weil ihr Ex-Mann nach der Scheidung kein Interesse daran hatte, den Kontakt aufrecht zu halten. Einmal sah ihre Tochter Margit am Schulweg zufällig ihren Vater, dieser redete aber nicht mit ihr, sondern wechselte die Straßenseite.

Günther Nennung führte Hedy und ihre Freundinnen zu Freda Meissner-Blau – eine Vorreiterin der österreichischen Umweltbewegung. 1986 begann Hedy, im Präsidentschaftswahlkampfbüro von Meissner-Blau zu arbeiten, und war an der Gründung des ersten Bürgerinitiativbüros maßgeblich beteiligt. Obwohl Hedy die Partiestrukturen der Grünen als weniger starr empfand als jene der SPÖ, war noch immer ein hierarchischer Unterschied zwischen „den Basis-Wapplern“ – eine Bezeichnung, die Hedy und ihre Freundinnen sich selbst gaben und mit Stolz trugen – und den Mandatsträger*innen spürbar. Für Hedy konnte einfach nichts progressiv genug sein. Wohin sie auch ging, erkannte sie strukturelle Probleme und scheute nicht davor zurück, diese in wortgewandten Reden aufzuzeigen.

Vom Basisbüro der Grünen hatte sie sich bereits zurückgezogen, als sie 1989 zur Bezirksrätin der Grünen/Alternativen in Wien-Josefstadt gewählt wurde. In den zehn Jahren, in denen sie dieses Amt innehatte, ging es ihr finanziell so gut wie noch nie. Hedy sah es als wichtigste Aufgabe einer Bezirksrätin, im direkten Kontakt mit den Bewohner*innen zu stehen, und diese Aufgabe nahm sie sehr ernst. Auf der Straße, im Supermarkt, in den Lokalen – überall, wo es nur ging, suchte sie das Gespräch mit den Leuten im Achten, hörte sich deren Anliegen und Probleme an, war Ansprechperson für alles und jeden. Ihre tatsächliche politische Einflussmöglichkeit war jedoch überschaubar, die meisten inhaltlichen Anliegen erfordern in den Bezirken einen enormen bürokratischen Aufwand. Manche Sitzungen dauerten viele Stunden lang, die nach Hedys Ansicht wirklich wichtigen Probleme wurden jedoch nicht angesprochen. So empfand sie etwa den Umweltausschuss als lächerlich, es sei nur darum gegangen, den Bezirk mit ein paar hübschen Blümchen zu verschönern, spottete sie. Ihr alternativ-aktivistisches Verständnis von Umweltpolitik sah sie im Widerspruch dazu.

Neben ihren Tätigkeiten als Bezirksrätin nahm Hedy unermüdlich an zahlreichen Fortbildungen teil: NLP, Konfliktmanagement, Büromanagement, griechische klassische Massage, Medienpädagogik, Gewerbeschein in Markt- und Meinungsforschung, etc. Ihre Interessen waren ohne Frage weit gefächert und ihr Durst an Neuem konnte nicht gestillt werden. Die vielen Lehrveranstaltungen, die sie an der Fernuniversität Hagen absolvierte, würden nahezu für einen sozialwissenschaftlichen Studienabschluss reichen. Am Papier hat sie jedoch nicht einmal eine Matura.

KEINE EINFACHE PATIENTIN

Als Hedy 44 Jahre alt war, änderte sich ihr Leben sehr plötzlich, nachdem ihre Mutter einen Schlaganfall hatte. Martha war halbseitig gelähmt und blieb von nun an ans Bett gefesselt. Gegen ein Pflegeheim wehrte die Mutter sich vehement, obwohl sie sich nicht selbst umdrehen konnte und einen Katheter brauchte, der mehrmals zu Entzündungen führte. Die Beziehung zu ihrer Mutter war nie besonders gut, und dennoch gab Hedy ihre Wiener Wohnung auf, um zu ihr in das ländliche Niederösterreich zu ziehen und sie sieben Jahre lang, bis zu Marthas Tod, zu pflegen.

Laut Hedy wäre es besser gewesen, wäre die Mutter früher, aber dafür mit Würde gestorben. Stattdessen wurde sie für Hedy und den älteren Bruder in ihren letzten Lebensjahren eine große Belastung. Die meisten Behandlungen und Untersuchungen verweigerte Martha strikt, wollte sich partout nicht in einen Rollstuhl setzen, wurde oftmals aggressiv und warf mit Geschirr um sich – es war eine schwierige Zeit. Hedy war so auf die Pflege ihrer Mutter konzentriert, dass sie ihre meisten Kontakte nach Wien verlor. Als Martha schließlich verstarb, erfuhr Hedy, dass das gesamte Erbe ihrem Bruder zugesprochen wurde. Sie selbst bekam lediglich den Pflichtteil. Diese Vereinbarung hatte ihr Bruder eingefädelt, der die Mutter knapp nach ihrem Schlaganfall ein Testament zu seinen Gunsten aufsetzen ließ. Eine bittere Erfahrung für Hedy, die ihre schlechte Beziehung zu ihrem Bruder nur bestätigte.

EINSTIEG IN DIE SZENE

Nach sieben Jahre intensiver Pflege musste Hedy aus dem Haus ihrer Mutter, das nun dem Bruder gehörte, ausziehen. Sie fühlte sich von ihrem Bruder verraten und von ihrer Mutter im Stich gelassen, hatte weder finanzielle Rücklagen noch Lebenspläne. Vorübergehend kam sie bei einer 20 Jahre jüngeren Freundin unter, das war aber keine langfristige Option. Schließlich kehrte sie nach Wien zurück. Ihre Kinder waren bereits erwachsen, hatten ihre eigenen Wohnungen und lebten ihr Leben, da wollte sie sich nicht hineindrängen. Zu dieser Zeit ging es Hedy nicht gut, sie hatte Depressionen und ihre Gelenke schmerzten wegen der rheumatischen Arthritis. Hedy wanderte viel durch den Westen Wiens, bis sie in ein Waldstück kam, wo es ihr außergewöhnlich gut gefiel. Also beschloss sie, dort zu bleiben. Mitten im Wald improvisierte sie einen kleinen Unterschlupf, in dem sie endlich Ruhe fand. Zwei Wochen lang redete sie mit keiner Menschenseele, hatte enorme Schmerzen, lag in der Wiese und weinte.

Die Zeit im Wald tat gut und Hedy ging es zunehmend besser. Trotz ihrer provisorischen Behausung war sie niemals ungepflegt: Sie wusch ihre Kleidung gut und wechselte sie regelmäßig, Wasseranschlüsse am Gelände gaben die Möglichkeit zu duschen. Langsam öffnete sie sich wieder anderen Menschen und schloss sich einer Gruppe an, die nachts gemeinsam loszog, um zu dumpstern, sprich: weggeworfene Lebensmittel aus Müllräumen von Supermärkten zu holen. Im Sommer ließ es sich so durchaus gut leben, aber dann kam die Kälte und dafür war Hedy nicht ausgestattet. Ihre Kleidung war kurzärmelig, das Wasser aus den Gartenschläuchen kalt und ihr improvisierter Unterschlupf konnte nicht ausreichend Schutz für die empfindlich kühlen Herbsttage bieten. Im Oktober wandte sich Hedy schließlich an eine Einrichtung der Wiener Wohnungslosenhilfe. Hier lernte sie viele Leute aus der Obdachlosen-Szene kennen und eignete sich Wissen über die zahlreichen differenzierten Angebote in Wien an.

UNGESCHRIEBENE REGELN

Hedy verstand rasch, dass es ungeschriebene Regeln in der Szene gab. An die hielt sie sich und machte so selbst keine schlechten Erfahrungen mit anderen Obdachlosen. Es war wichtig, bei neuen Kontakten vorsichtig zu sein, und auf Leute erst zuzugehen, wenn eine Vertrauensbasis besteht. Ihr wurde erklärt, sie solle niemanden bei sich schlafen lassen, und ihren genauen Schlafplatz nicht preisgeben. Natürlich gibt es auch innerhalb der Szene Konflikte, manchmal sogar sexuelle Übergriffe, aber es gibt einen gewissen Konsens: Der Großteil der Leute, auch die Männer, würden einschreiten, wenn eine Frau misshandelt wird. Manche Grenzen sollten nicht überschritten werden und die

meisten in der Szene sind darum bemüht, unerwünschtes Verhalten zu sanktionieren. Eine weitere Regel, die Hedy gut gefiel: Es sollte kein Müll hinterlassen werden. Viele Obdachlose waren sehr darum bemüht, die Parks und Grünflächen sauber zu halten, schließlich waren das die Orte, an denen sie sich aufhielten.

Manche Untergruppen aus der Szene kümmerten sich nicht um die ungeschriebenen Regeln. Sie bildeten eine eigene Subkultur, hielten sich oft in Bahnhöfen auf, wo sie ungeniert ihre Notdurft verrichteten. Diese Leute waren zwar in der Unterzahl, warfen aber ein schlechtes Licht auf die gesamte Szene, weil sie verdreckt und oftmals alkoholisiert waren.

EIN RICHTIGER PROMI

Zwei Jahre lang lebte Hedy im Wienerwald. In den kalten Monaten musste sie in Hilfseinrichtungen ausweichen, daran führte kein Weg vorbei, aber die warmen Monate im Wald hatten schöne Momente. Hedy erinnert sich an außergewöhnliche Begegnungen mit Tieren und fand in der Obdachlosenszene eine Gefährtin, die ihr für viele Jahre eine Freundin war.

Im Laufe der Zeit entwickelte Hedy sich zu einem richtigen Promi der Szene. Sie hielt Stadtführungen durch Wien im Rahmen der *Supertramps*. Eines Tages veröffentlichte der Kurier eine Reportage über das gemeinsame Leben der beiden Frauen im Wienerwald. Der Dokumentarfilm „Zu ebener Erde“ begleitete ein Jahr lang fünf Obdachlose durch Wien –selbstverständlich ist Hedy eine der Protagonist*innen.

Rund zwei Jahre lang unterstützte Hedy zwei Studenten bei der Entwicklung eines Konzepts von *Tiny Homes* für Obdachlose. An sich ein perfektes Projekt für Hedy, die sich nicht nur für alternative Wohnformen interessiert, sondern auch viel persönliche Erfahrung in diesem Bereich vorweist. Vorübergehend konnte sie bei den beiden Studenten wohnen. Sie musste zwar keine Miete bezahlen, kümmerte sich aber um den Haushalt der beiden Burschen. Leider wurde aus dem Projekt schlussendlich nichts; nach Hedys Einschätzung fehlte den beiden ein Bezug zur Lebensrealität. Aus Enttäuschung darüber schnappte Hedy sich ihren Schlafsack und fuhr auf den Kahlenberg, wo sie nach längerer Zeit wieder die Nacht allein im Freien verbrachte, für Hedy ist damit ein Gefühl von Freiheit verbunden.

WIR ÜBERLEBEN

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Hedy 63 Jahre alt und bekommt Unterkunft bei einer Freundin, die sie aus der Obdachlosen-Szene kennt. Hedy ist und bleibt eine autodidaktische Querulantin und mischt weiterhin kräftig mit, etwa bei der Armutskonferenz. Obwohl sie heute nicht mehr im Schlafsack nächtigt, ist sie weiterhin Teil der Szene und nutzt die Angebote der Wohnungslosenhilfe. Nichts mehr zu verlieren zu haben, bedeutet für Hedy auch eine gewisse Freiheit – ganz nach dem Szenen-Sprichwort: Komme was wolle, uns können sie nichts mehr nehmen. Wir überleben.

5. Schlussbemerkung

Frauen in der Wohnungslosigkeit werden nach wie vor in die Unsichtbarkeit gedrängt. Im gesamtgesellschaftlichen Diskurs um Obdachlosigkeit sind sie kaum vorhanden, und der Großteil der Angebote orientiert sich an den Bedürfnissen der männlichen Zielgruppen. Für Frauen ist die Palette deutlich überschaubarer, außerdem ist die Fluktuation wegen der geringen Zahl an Plätzen geringer, womit längere Wartezeiten einhergehen. Die gegenwärtigen Veränderungen im System der Wiener Wohnungslosenhilfe bieten allerdings Gelegenheit, mehr geschlechtersensibel gestaltete Angebote zu etablieren und stärker auf die Bedürfnisse von Frauen einzugehen.

Aktuell befindet sich das System der Wiener Wohnungslosenhilfe in einem Umstrukturierungsprozess. Das alte Stufenmodell wird schrittweise abgelöst von einem holistischeren Zugang mit innovativen Konzepten wie Chancenhäusern und Housing First, in dem die Wohnversorgung von Obdachlosen höchste Priorität hat, und nicht die Aufarbeitung von Belastungen wie Drogen- oder Alkoholkrankheit, physische/psychische Krankheiten oder Traumata. Diese ist erst dann möglich, wenn sich Personen in einer einigermaßen stabilen Wohnsituation befinden. In der Grundidee will das System weggehen von einer Bestrafungs- und Belohnungsstruktur, hin zu einem Hilfsangebot, das an Bedürfnissen von Klient*innen ausgerichtet ist.

Vorgenommene Veränderungen kommen bereits jetzt in der Praxiswelt an, das zeigte beispielsweise ein Interview mit dem stellvertretenden Leiter eines Chancenhauses, das bis vor kurzem als Notquartier betrieben wurde. Hier wurde deutlich, dass sich Veränderungen nicht nur im Namen, sondern auch von Grund auf in der Einrichtung bemerkbar machten.

Der Umstrukturierungsprozess wird von allen Expert*innen (Basisarbeiter*innen und Leiter*innen unterschiedlicher Einrichtungstypen sowie Interessenvertreter*innen) begrüßt und bringt insbesondere für Frauen große Vorteile mit sich. Jedoch sollte nicht außer Acht gelassen werden, dass dieser Prozess noch nicht abgeschlossen ist. Der Großteil der bestehenden Einrichtungen ist weiterhin in ihrer Grundstruktur unverändert. Die Schlussfolgerung, dass das Stufenmodell nicht mehr existiert, wäre eine Fehleinschätzung. Nach wie vor ist es in der Praxis ein wesentliches Erfolgskriterium, eine*n Klient*in an eine Einrichtung der nächsthöheren Stufe zu vermitteln, etwa von einem Tageszentrum in eine Übergangswohnung, von einer Übergangswohnung in ein betreutes Wohnhaus, und schließlich in ein eigenes Mietverhältnis.

Bislang konnten die neuen Einrichtungstypen bzw. Betreuungsformen große Erfolge verzeichnen und es gilt zu hoffen, dass weitere Einrichtungen in absehbarer Zeit an das holistischere Konzept angepasst werden. In diesem Sinn könnte der Zeitpunkt der vorliegenden Studie nicht besser gewählt sein: Gewonnene Erkenntnisse aus den insgesamt 56 leitfadengestützten und den neun lebensgeschichtlichen Interviews bieten eine fundierte Grundlage für die Umsetzung zukünftiger Projekte.

In den letzten zehn bis zwanzig Jahren konnten wertvolle und dringend nötige Fortschritte für die geschlechtersensible Versorgung und Betreuung von Frauen in der Wiener Wohnungslosenhilfe gemacht werden. In diesem Zeitraum erfolgten Neugründungen von Einrichtungen für Frauen und grundsätzliche frauenspezifische Bedürfnisse sind zumindest in der Wahrnehmung der Teams von gemischtgeschlechtlichen Einrichtungen angekommen. In einigen Einrichtungen wurden auch bauliche Veränderungen vorgenommen, wie beispielsweise die räumliche Trennung von Männer- und Frauenschlafräumen in einem Notquartier im Jahr 2020. Zudem setzen einige Einrichtungen Maßnahmen wie etwa wöchentliche Frauenabende, an denen ein bestimmter Gemeinschaftsraum ausschließlich Frauen zur Verfügung gestellt wird. In wieder anderen Einrichtungen werden Frauen aktiv ermutigt und unterstützt, Veranstaltungen oder Räume zu schaffen, wo sie unter sich sein können.

Allgemein lässt sich feststellen: Wenn frauenspezifische Angebote gestellt werden, werden diese auch genutzt. In manchen Fällen – darunter zum Beispiel die Eröffnung des Tageszentrums Ester – erfahren diese Angebote auf Anhieb große Beliebtheit. In anderen Fällen dauert es etwas länger, bis sich diese etablieren. So kann es beispielsweise vorkommen, dass Frauenschutzräume in bestehenden Einrichtungen zu Beginn kaum genutzt werden, mit der Zeit entwickelt sich aber eine Selbstverständlichkeit bei Bewohnerinnen und Akzeptanz bei Bewohnern, wodurch sich letztlich eine bereichernde Situation für die Einrichtung ergibt.

Quellenverzeichnis

- BAWO ETHOS. Abrufbar unter: bawo.at/101/wp-content/uploads/2019/11/Ethos_NEU_d.pdf [10.01.2023]
- Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz (2021): Kennzahlen zu Lebensbedingungen 2020. Indikatoren für soziale Inklusion in Österreich. Abrufbar unter: sozialministerium.at/dam/jcr:6ec5ef97-7e1d-4282-b00a-9423cdf7b63/Kennzahlen%20zu%20Lebensbedingungen_2020.pdf [20.05.2022]
- Corazza, Elisabeth; Loibl, Elvira; Schagerl, Marlene (2020): Frauengerechte Qualitätsstandards in der Wohnungslosenhilfe. In: Wiener Frauenarbeitskreis der BAWO (Hg.): „...wie schläft die Marie?“ Abrufbar unter: bawo.at/101/wp-content/uploads/2020/12/Frauengerechte-Qualitätsstandards-in-der-Wohnungslosenhilfe_-Stand_10_2020.pdf [10.01.2023]
- Dhanani, Anja; Loibl, Elvira; Platzer, Anna; Erhard, Barbara (2020): Übergänge gestalten. In: Wiener Frauenarbeitskreis der BAWO (Hg.): „...wie schläft die Marie?“ Abrufbar unter: bawo.at/101/wp-content/uploads/2020/12/Frauengerechte-Qualitätsstandards-in-der-Wohnungslosenhilfe_-Stand_10_2020.pdf [10.01.2023]
- European Parliament (2020): Tackling homelessness rates in the EU. European Parliament resolution of 24 November 2020 on tackling homelessness rates in the EU (2020/2802(RSP)). Abrufbar unter: [europarl.europa.eu/RegData/seance_pleniere/textes_adoptes/definitif/2020/11-24/0314/P9_TA\(2020\)0314_EN.pdf](https://europarl.europa.eu/RegData/seance_pleniere/textes_adoptes/definitif/2020/11-24/0314/P9_TA(2020)0314_EN.pdf) [10.01.2023]
- Eurostat: Evolution of house prices and rents. Abrufbar unter: ec.europa.eu/eurostat/cache/digpub/housing/bloc-2a.html?lang=en [03.08.2021]
- FSW (2018): Spezifische Förderrichtlinie für die Unterstützung obdach- bzw. wohnungsloser Menschen. Abrufbar unter: fsw.at/downloads/foerderwesen_erkennung/foerderrichtlinien/spezifische/Specz_FRL_Unterst_obdach_wohnungsloser_Menschen.1646905269.pdf [10.01.2023]
- MA 57 (2017): Wiener Gleichstellungsmonitor 2016. Abrufbar unter: wien.gv.at/menschen/frauen/pdf/gleichstellungsmonitor-2016.pdf [10.01.2023]
- Statistik Austria (2021): Armut- oder Ausgrenzungsgefährdung. Abrufbar unter: statistik.at/statistiken/bevoelkerung-und-soziales/gender-statistiken/armuts-oder-ausgrenzungsgefaehrung [10.01.2023]
- Vienna Online (2021): 240 Wohnungen sollen an 600 Obdachlose vermittelt werden. Abrufbar unter: vienna.at/240-wohnungen-sollen-an-600-obdachlose-vermittelt-werden/7098281 [28.08.2021]

- Wiener Frauenarbeitskreis der BAWO (Hg.): „...wie schläft die Marie?“ Abrufbar unter: bawo.at/101/wp-content/uploads/2020/12/Frauengerechte-Qualitätsstandards-in-der-Wohnungslosenhilfe_-Stand_10_2020.pdf [10.01.2023]
- Zierler, Andrea (2012): Housing First – Das Wiener Modell: „Housing-First Barometer“. Abrufbar unter: neunerhaus.at/fileadmin/user_upload/FSW_2012_WienerModell_HousingFirstBarometer.pdf [10.01.2023]



